m.
8

P. o. germ. 1758 i

K, I

Xerokopieren aus konservatorischen
Gründen nicht erlaubt

<36604725170017

<36604725170017

Bayer. Staatsbibliothek

o. germ. 1758 v

38572

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximiliansplatz 16

8572

G/13

G

131

ANSTREICHG.

Der Amerikaner.

Original-Roman

von

Jenny Hirsch.

J. Lindauer'sche
...ubibliothek
München Maximiliansplatz 16

Alle Rechte vorbehalten.

Mannheim.
Druck und Verlag von J. Bensheimer.
1894.

I.

Auf dem Berliner Bahnhof in Hamburg stand der Zug zur Abfahrt bereit. Die meisten der Reisenden hatten bereits ihre Plätze eingenommen, nur einzelne Nachzügler kamen athemlos herbeigelaufen und wurden von den Schaffnern eilfertig in die Wagen geschoben, deren Thüre sie hinter ihnen mit einem weithin schallenden Schlage schlossen.

Das dritte Glockenzeichen war gegeben, ein schriller Pfiff, und der Zug begann sich ganz langsam in Bewegung zu setzen — da ward von einer kräftigen, muskelösen Hand die Thür eines Kupees zweiter Klasse nochmals geöffnet, mit der Gewandtheit eines geschickten Turners schwang sich ein junger Mann hinein; krachend fiel hinter ihm die Thür wieder ins Schloß.

Im Kupee befanden sich drei Damen, welche es sich, jede in einer Ecke, bereits bequem gemacht hatten. Bei dem Wagestück, dessen unfreiwillige Zuschauer

sie soeben geworden, schrien zwei von ihnen, augenscheinlich Mutter und Tochter, laut auf, während die dritte, ein schlankes junges Mädchen, in einem sehr einfachen grauen Anzug mit einem grauen Hütchen auf dem Kopfe, keinen Laut von sich gab, aber die goldbraunen Augen mit dem Ausdruck des Schreckens auf den Tollkühnen richtete.

Sie verhielt sich auch noch ganz still als ihre Reisegefährtinnen die erste Bestürzung bereits völlig überwunden hatten und die ältere, eine breite, behäbige Dame, welche trotz des schönen warmen Herbsttages in einen Mantel gewickelt war und eine Reisedecke über ihr Kniee gebreitet hatte, in unverkennbar mecklenburgischen Dialekt in die Worte ausbrach:

„Aber mein Herr, dies ist ja das Damen-Kupee!“

Der junge Mann, der nachdem er festen Fuß im Wagen gefaßt, mit der Unterbringung seines ebenfalls hineingeschleuderten leichten Handkoffers beschäftigt gewesen war und bisher keine Notiz von seinen Reisegefährtinnen genommen hatte, blickte bei dieser Anrede auf. Er verneigte sich leicht, wobei ein leises Lächeln seinen von einem blonden Bart beschatteten Mund umspielte, und öffnete denselben, um zu antworten; jedoch schon ertönten vom Fenster her dieselben Worte aber von einer tiefen Mannesstimme und in dem ver-

weisenden Tone des eine Unregelmäßigkeit rügenden Beamten gesprochen.

Der draußen auf dem Trittbrett stehende Schaffner steckte das den Ausdruck des Unwillens tragende bärtige, sonnverbrannte Gesicht zum offenstehenden Fenster hinein und fügte hinzu: „Wie ist ihr Name, mein Herr, ich muß sie zur Anzeige bringen. Es ist verboten, eigenmächtig die Thüre zu öffnen und in die Wagen zu springen wenn der Zug schon in Bewegung ist.“

„Well,“ sagte der der junge Mann, zog ein elegantes Taschenbuch aus Juchtenleder hervor und reichte dem Schaffner seine Karte. „Thuen Sie was Ihres Amtes ist,“ fügte er in gutem Deutsch, aber mit fremdländischer Betonung hinzu und bemerkte dann ein wenig leiser mehr für sich selbst: „Seltsames Land, dieses Deutschland; wen geht's was an, wenn ich mein Leben riskiren will?“

„Bitte meine Damen, Ihre Fahrkarten,“ wandte sich der Schaffner, der es für besser halten mochte die letztere Aeußerung zu überhören, an die anderen Insassen des Wagens.

Das ihm zunächst sitzende junge Mädchen erfüllte unverzüglich sein Begehren, die ältere Dame brachte die Fahrkarte für sich und ihre Tochter aber nicht so ohne alle Umstände zum Vorschein.

„Lotting, Lotting, wo hab' ich die Dinger nur gelassen," raunte sie halblaut der Tochter zu, suchte in allen Taschen und reichte sie endlich dem bereits ziemlich ungeduldig gewordenen Schaffer. Das hinderte sie jedoch nicht, ihn nachdem er dieselben kupirt, noch mit der Frage aufzuhalten: „Was soll nun weiter werden? Der Herr kann doch nicht hier bleiben; es ist ja Damen-Kupee."

„Aber meine gnädige Frau, Sie werden doch nicht so grausam sein und mich jetzt, wo der Zug seine volle Fahrgeschwindigkeit hat, auf die Schienen werfen wollen!" rief der junge Mann und schaute bittend zu ihr auf; Ton und Blick hatten dabei aber etwas so drolliges, daß die graugekleidete Reisende sich schnell abwandte um ein Lächeln zu verbergen; auch in dem grobgeschnittenen, aber recht gutmüthigen Gesichte des Schaffners zuckte es verrätherisch.

„Da das Kupee nicht zu einem durchgehenden Wagen gehört und der Zug erst in Friedrichsruh wieder hält, so hilft es nichts, der Herr muß bis dahin hier bleiben," sagte er.

„Bis Friedrichsruh! Aber das ist ja über eine Stunde! Warum nicht in Bergedorf?"

„Es ist ein Schnellzug, er hält nur ganz ausnahms-

weise in Friedrichsruh an," mischte sich die junge Dame ein.

„Danach frage ich nicht; ich verlange, daß der Zug in Bergedorf hält," beharrte die Mecklenburgerin eigensinnig.

„Das ist nicht möglich," erwiderte der Schaffner

„Warum nicht? Ich habe Damen-Kupee verlangt; ich bestehe auf mein Recht. Ich werde mich beschweren!"

„Das steht Ihnen frei," antwortete dee Schaffner und verschwand vom Fenster, den erregten Damen auf diese Weise die Fortsetzung ihres wortreichen Einspruches abschneidend. Sie gab sich aber noch lange nicht zufrieden.

„Die Sache lasse ich nicht so hingehen," redete sie weiter und es blieb unentschieden, ob sie ein Selbstgespräch hielt oder ihre Worte an die Mitreisenden richtete. „Mein Schwager ist Rath im Eisenbahnministerium, an den werde ich schreiben, er soll es untersuchen lassen. Ich habe Damen-Kupee verlangt für mich und meine Tochter, es ist ja himmelschreiend, daß allein reisende Damen schutz- und rechtlos sein sollen. Komm Lotting!" sie ergriff ihr blasses, mageres Töchterlein bei den Schultern und zog es dicht an sich heran als fürchte sie, das Lämmlein könne unversehens von dem

hereingebrochenen Wolf mit Haut und Haaren verspeist werden.

„Nochmals meine Damen, bitte ich de-und wehmüthig um Entschuldigung," begann jetzt der junge Mann, „Dulden Sie mich armen Hereingeschneiten doch nur eine Stunde; ich verspreche Ihnen, mich mäuschenstill zu verhalten und Ihnen auch nicht den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben."

Wie zur Bekräftigung seiner Versicherung drückte er sich ganz fest in seine Ecke.

Die Mecklenburgerin hatte für seine Betheuerung nur ein geringschätziges Achselzucken, ihr Lotting, ein Bachfischchen von etwa fünfzehn Jahren, mit weißblondem Haar und nichtssagendem Gesichte, glotzte ihn mit ihren blaßblauen, beinahe wimperlosen Augen verwundert an und auch sein Gegenüber schwieg. Er mußte aber im Auge der jungen Dame doch etwas gelesen haben, was ihn zur Fortsetzung des Gesprächs ermuthigte, denn er wandte sich jetzt ausschließlich an sie mit der Frage:

„Wie denken Sie über den Fall, mein gnädiges Fräulein?"

„Ich füge mich in das Unabänderliche," entgegnete sie ernst, dabei lachte aber doch der Schelm aus ihren braunen Augen, was ihrem unregelmäßigen, keineswegs

schönen Gesichte mit der gebogenen Nase und dem nicht kleinen, aber mit tadellosen Zähnen ausgestatteten Munde etwas sehr Anziehendes gab. „Wohl oder übel müssen wir Sie schon bis zum nächsten Haltepunkt mitnehmen.“

„Und Ihnen erscheint mein Eindringen in dieses Kupee nicht als ein so strafwürdiges Verbrechen?“ Er warf einen Blick nach der andern Wagenecke, aus welcher sich nur ein unwilliges Räuspern hören ließ.

„Ach der kleine Zwischenfall wäre ja gar nicht der Rede werth, wenn nur nicht der Schreck gewesen wäre,“ erwiderte sie ohne alle Ziererei, erröthete aber und zeigte eine leichte Verlegenheit als er lebhaft wiederholte:

„Der Schreck! Welcher Schreck?“

„Nun über Ihr Hereinspringen,“ konnte die ältere Mitreisende sich doch nicht enthalten dazwischen zu rufen. „Meinen sie, es sei eine Annehmlichkeit mit anzusehen, wie ein Mensch auf der Eisenbahn überfahren wird?“

„Die Annehmlichkeit ist jedenfalls noch geringer, wenn man selbst überfahren wird,“ lachte der junge Mann, sehr belustigt durch die Auffassung der guten Frau. Seine Nachbarin stimmte herzhaft ein.

„Wie konnten Sie nur so verwegen sein?“ fragte

sie dann. Er wußte nicht recht, warum der leise Vorwurf, der in den Worten lag, ihm so wohl that.

„Ich war zu spät gekommen. Was blieb mir da anders übrig, als in das nächste Kupee, das mir erreichbar war, zu springen?“ sagte er.

„Sie würden es aber doch nicht gethan haben, hätten Sie die Aufschrift „Damenkupee“ nicht übersehen?“ fragte sie mit leiser Neckerei.

„Auf die Gefahr, den Zorn der Damen gegen mich noch zu vermehren, muß ich der Wahrheit gemäß eingestehen: ich hätte es doch gethan,“ antwortete er, den Kopf mit dem kurzgeschnittenen, dunkelblonden Haar, von dem er die Reisemütze genommen hatte, in gut gespielter Zerknirschung neigend, während die graublauen, klugen Augen, wie ein Einverständnis suchend, lustig zu der jungen Dame hinüberflogen: „Noth kennt kein Gebot.“

„Ei, hing für Sie denn so viel davon ab, mit diesem Zuge fortzukommen? Konnten Sie nicht bis zum nächsten warten?“ fragte die Mecklenburgerin indiskret.

„Gnädige Frau, bedenken Sie doch, ich hatte das Fahrgeld nach Berlin bezahlt, sollte ich das verloren geben?“ entgegnete der junge Mann wichtig.

Er hatte die Fragerin richtig beurtheilt, denn sie

nickte befriedigt; die Andere schüttelte aber den Kopf und bemerkte: „Wenn man eine Reise über den Ozean macht, pflegt es auf zwanzig Mark mehr oder weniger doch nicht so sehr anzukommen, daß man sich darum in Lebensgefahr begiebt.“

Halb erstaunt und halb belustigt schaute er ihr unter den Hut.

„Sie wissen, daß ich über den Ozean gekommen bin! Trage ich in meinen Kleidern noch den Geruch der See?“

„Das nicht,“ lächelte sie, „aber ich höre es an Ihrer Sprache, und merke es —“

„An meinem Yankeewesen, an meiner Kleidung,“ fiel er ein und ließ den Blick an seinem sehr bequem sitzenden, aus einem großkarrirten Wollenstoff gefertigten Anzug hinabgleiten, der in Verbindung mit dem blauen Halstuch, in welchem eine Nadel mit blitzenden Steinen steckte, allerdings etwas auffallendes hatte. „Sie haben Recht, ich bin erst vor einigen Tagen in Hamburg eingetroffen und komme aus Nordamerika.“

„Aber Sie sind von deutscher Abstammung?“ fragte sie mit steigendem Interesse.

„Zum Theil,“ erwiderte er, „und das was Deutsch an mir ist, hat mich so mächtig nach der Urheimath gezogen, daß ich Eltern, Geschwister und die Verhält-

nisse, in denen ich aufgewachsen bin, hinter mir gelassen habe, um das Land meiner Sehnsucht aufzusuchen."

„Ei kennt man in Amerika die Sehnsucht auch?" fragte sie, unwillkürlich in ihren Worten an Mignons Lied anklingend.

„Vielleicht kennen Sie die Vollblut-Amerikaner nicht," antwortete er, und sein kluges, scharf und energisch geschnittenes Gesicht nahm einen weichen, träumerischen Ausdruck an, „ich bin aber, wie bereits bemerkt, zum guten Theil ein Deutscher und habe eine deutsche Erziehung genossen. Jetzt werden Sie auch begreifen, was mich bewog, in den abfahrenden Zug zu springen. Ich mochte nicht noch einen Tag verlieren, bevor ich nach Deutschland kam."

Die drei Damen wechselten verwunderte Blicke und die Mecklenburgerin rief:

„Aber Sie sind schon mitten darin!"

Der Amerikaner schüttelte den Kopf.

„Hamburg ist eine sehr schöne, sehenswerthe Stadt."

„Alle Achtung, aber für mich ist Deutschland in Berlin," entgegnete er und fuhr, als die Damen darauf lebhaft erwidern wollten, schnell fort: „Ich weiß sehr wohl, daß Deutschland in den Haupt- und Residenzstädten der einzelnen Länder, daß es in ansehnlichen Provinzialstädten, wie in seinen Universitäten eine

Anzahl von Mittelpunkten für Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft besitzt, und daß in diesem Umstande, welcher das Reich davor bewahrt, durch die Hauptstadt aufgesaugt zu werden, mit eine Hauptbedingung für seine Größe liegt. Deutschlands Herz schlägt aber doch in Berlin, und ich will diesem Herzschlage lauschen, will ihn mir zu eigen machen, ehe ich in Europa etwas anderes kennen lerne; ich darf mir Zeit gönnen."

„Und das Sodom gründlich auskosten," murmelte die sich in ihrem Lokalpatriotismus verletzt fühlende Mecklenburgerin. Sie beschloß, den ihr aufgedrungenen anmaßenden Amerikaner fortan keines Blickes mehr zu würdigen. Ihre junge Reisegefährtin, welche das Gespräch mit ihm fortsetzte, sank tief in ihrer Achtung; mit mißbilligendem Kopfschütteln vernahm sie deren Erkundigung:

„Sie beabsichtigen längere Zeit in Deutschland zu bleiben?"

„Jedenfalls für einige Jahre, vielleicht für immer," antwortete er ein wenig zerstreut und stellte dann ziemlich unvermittelt die Frage: „Wie heißt der Ort, an welchem der Zug halten und der Engel mit dem feurigen Schwerte für mich in der Gestalt des Schaffners erscheinen wird?"

„Friedrichsruh, die Besitzung des Reichskanzlers, Fürsten Bismarck; diesem Umstande allein verdanken wir es, daß der Schnellzug hier anhält.“

„O, ich bin diesem Umstande gar nicht dankbar,“ versetzte der Amerikaner, „ich hätte meine Reisegesellschaft gern noch länger behalten. Würden Sie wirklich etwas dagegen haben, gnädiges Fräulein, wenn ich bis Berlin im Koupee geblieben wäre?“

„Nicht das Geringste, denn meine Fahrt erreicht in Friedrichsruh ihr Ende,“ antwortete sie, ohne ihren Worten einen besonderen Nachdruck zu geben und dennoch fühlte er sehr gut die Zurechtweisung, welche für ihn darin lag.

„Verzeihung, mein Fräulein, ich bin ein formloser Gesell, dem man in Deutschland erst noch den Schliff geben muß,“ bat er und suchte ihre in einem gut sitzenden dänischen Handschuh steckende Hand zu erhaschen. Sie wußte das geschickt zu verhindern, aber sein Ton war so ehrlich, sein Blick so gerade, daß sie sich nicht beleidigt abzuwenden vermochte, sonder weiter mit ihm plauderte, obwohl ihre Reisegefährtin ihre tiefe sittliche Entrüstung durch Kopfschütteln und Räuspern zu erkennen gab und ein lautes Gespräch mit Lotting begann, um des Kindes Ohren vor dieser Unterhaltung zu bewahren. Sie war harmlos genug und beide

Theilnehmer hätten später kaum anzugeben gewußt, um welche Gegenstände sie sich hauptsächlich gedreht hatte; dennoch war sie ihnen sehr anziehend erschienen und beide bemerkten mit stillem Bedauern, daß der Zug langsamer zu fahren begann.

„Friedrichsruh, fünf Minuten Aufenthalt!“ hieß es, die Wagenthüren wurden geöffnet und der Schaffner ertheilte dem Amerikaner noch die Weisung: „Im drittnächsten Wagen ist Platz. Beeilen Sie sich.“

Er beeilte sich trotzdem nicht, sondern war erst seiner jungen Reisegefährtin behilflich, eine beträchtliche Anzahl größerer und kleinerer Packete, die sie, wie er jetzt erst bemerkte, um und neben sich im Koupee untergebracht gehabt, auf den Fahrsteig zu befördern. Trotz ihres Sträubens und ihrer Warnung, er werde sich zu lange aufhalten und den Zug davon fahren lassen, stellte er seine Thätigkeit nicht ein, bis das letzte Stück in ihren Händen war. Dann freilich mußte er mit einem hastigen Gruß zu dem ihm angewiesenen Wagen eilen, denn die fünf Minuten Aufenthalt waren bis auf wenige Sekunden verstrichen. Aus dem Wagenfenster sah er, wie ein Kurier des Fürsten Bismarck, der ein Portefeuille gebracht, sich mit einem andern, das er dagegen in Empfang genommen, in der Richtung nach dem Schlosse entfernte.

Dieser Vorgang würde sonst wahrscheinlich sein Interesse erregt haben; heute achtete er wenig darauf denn seine Aufmerksamkeit war anderweitig in Anspruch genommen. Er verfolgte mit den Augen seine Reisegefährtin, die von einem drallen Dienstmädchen, mit dem charakteristischen weißen Häubchen der Hamburger Dienerinnen auf dem Kopfe, erwartet worden war, und nun dieses, wie sich selbst, mit den mitgebrachten Packeten belud.

„Wer sie sein mag?“ dachte er, während er ihr nachschaute bis eine Baumgruppe sie seinen Blicken entzog.

Aus ihrem Gespräch hatte er nur entnehmen können, daß sie in Friedrichsruh bei einer älteren kränklichen Dame lebe und heute mit dem Frühzuge nach Hamburg gefahren sei, um dort Einkäufe zu machen; aber keine Andeutung über das Verhältniß, in welchem sie zu jener stehe, war ihr entschlüpft. Mehrmals hatte er sich versucht gefühlt, ihr seine Karte zu überreichen, es jedoch immer wieder unterlassen. Die spähenden Augen der Mecklenburgerin hatten ihn daran verhindert und noch mehr die Befürchtung, das junge Mädchen könne darin eine unzarte Aufforderung sehen, ihm nun auch ihren Namen zu nennen.

Jetzt bereute er es fast, so zurückhaltend gewesen zu sein.

„Kaum trafen wir uns auf derselben Station,
Herzliebster Prinz Alexander,
Da bläst schon wieder der Postillon
Und bläst uns auseinander!“

declamirte er den Heine'schen Vers leise vor sich hin. War er vorher mittheilsam gestimmt gewesen, so fühlte er jetzt gar keine Lust, mit seinen neuen Reisegefährten ein Gespräch anzuknüpfen. Er drückte sich in seine Ecke, schloß die Augen und überließ sich seinen Gedanken.

„Wäre die Dame, bei der sie lebt, ihre Mutter, so würde sie das gesagt haben,“ überlegte er und vergegenwärtigte sich noch einmal ihre ganze Erscheinung. Ihr Wesen war vollständig das, was man in seiner Heimath mit ladylike bezeichnete. Damit stand aber für ihn in Widerspruch der sehr einfache Anzug, die ohne Begleitung unternommene Fahrt nach Hamburg zur Besorgung zahlloser Einkäufe und am allermeisten der Umstand, daß sie am Bahnhof keinen Wagen genommen und sich selbst mit einem nicht unbeträchtlichen Theil der mitgebrachten Sachen abgeschleppt hatte.

„Sie befindet sich in einer abhängigen Stellung,“ folgerte er, „ist Gesellschafterin, Hausdame oder etwas ähnliches bei einer alten, kränklichen, launenhaften, an-

spruchsvollen Frau, die das arme Kind, das wahrscheinlich in besseren Verhältnissen aufgewachsen und durch widrige Schicksale in diese Lage gebracht ist, quält und ausnutzt.“

Er spann sich einen kleinen Roman zusammen.

„Wittenberge!“ riefen die Schaffner. Er fuhr jäh in die Höhe und rieb sich, als ob er wirklich geschlafen hätte, die Augen.

„Wahrhaftig, Du träumst am hellen Tage!“ rief er, wie um sich vollends zu ermuntern ganz laut. Er konnte sich das erlauben, denn die übrigen Insassen des Wagens benutzten den kurzen Aufenthalt, um sich im Restaurationssaal zu stärken und er befand sich allein.

„Träumen,“ wiederholte er. „Wie kommst Du dazu, Rowland Porter, Sohn von Henry Porter und Junior der Firma von Porter, Mowbray und Comp. in New-York und Chicago?“ Er sprach die letzteren Worte englisch und mit einer Betonung, als liege in ihnen ein sicherer Schutz gegen alle derartige ungesunde Anwandlungen.

„Ist es die Luft, die mich umgiebt, oder ist es das deutsche Blut in meinen Adern oder sind es — er dämpfte die Stimme als schäme er sich vor sich selbst des halben Eingeständnisses — ein Paar braune

Mädchenaugen, in die ich ein wenig zu tief geschaut habe?"

„Ah bah!" Er schnippte mit dem Finger, „sie machte ja nur Eindruck auf mich, weil sie einen solchen Gegensatz zu den hellblauen wimperlosen Augen des Mecklenburger Backfisches bildete. Ohne diese Folie wären sie mir wahrscheinlich eben so wenig schön erschienen wie das übrige Gesicht. Berlin wird mir hoffentlich auch im Punkte der weiblichen Schönheit noch eine ganz andere Augenweide gewähren," beendete er sein Selbstgespräch mit einer leichtfertigen Wendung, die gar nicht recht zu dem verständigen, ja sogar ein wenig nüchternen Ausdruck seines länglichen Gesichtes mit dem festen, energischen Kinn, der steilen, wohlgeformten, aber großen Nase, dem ebenfalls großen ausdrucksvollen Mund und den schiefergrauen, klaren und verständigen Augen passen wollte.

Rowland Porter, Junior der Firma Porter, Mowbray und Comp. sollte übrigens während der ersten längeren Eisenbahnfahrt, die er auf deutschem Boden unternommen hatte, an sich die Erfahrung machen, daß man einem Gedankengange nicht so leicht mit dem befehlenden Rufe „Schluß" ein Ende bereiten kann wie einem Gespräch am Telephon.

Die beiden Herren, mit welchen er das Coupe

theilte, waren zurückgekehrt; alle drei hatten Cigarren angezündet und erfüllten den engen Raum mit dichtem blauen Dampf; die Fahrt hatte von neuem begonnen und da sie durch eine Gegend ging, welche dem Auge wenig Abwechslung bot, so bemühte Rowland sich, zur Ablenkung seiner Gedanken auf das zwischen seinen Reisegefährten schnell wieder in Gang gekommene Gespräch zu lauschen. Es war ihm unmöglich, den Angelegenheiten, welche zwischen den beiden Herren verhandelt wurden, auch nur das flüchtigste Interesse abzugewinnen, und schnell genug ertappte er sich darauf, daß er die Unterhaltung mit dem braunäugigen Mädchen doch wieder fortsetze.

Jetzt erwachte sein Trotz. „Ich will nicht,“ murmelte er und wandte seine Gedanken Dingen zu, die bisher Herz und Sinn immer am stärksten erfüllt hatten. Das elegante, vornehme Landhaus in Brooklyn tauchte vor ihm auf, wo seine noch immer schöne, stattliche Mutter so vortrefflich zu repräsentiren verstand, der frohe Kreis, der sich darin zusammenfand. Die ältesten, bereits verheiratheten Schwestern mit ihren Gatten und Kindern, die zarte Ellen, das Baby der Familie, der ältere Bruder und vor allem die etwas gebeugte Gestalt des kränkelnden Vaters, den er über alles liebte, von dem er sich so schwer getrennt

hatte und der mit seinen Schilderungen der unvergessenen deutschen Heimath ihm doch die unbezwingliche Sehnsucht danach in's Herz gepflanzt hat. Er vergegenwärtigte sich die letzte Unterredung mit dem Vater, dessen Lehren und Weisungen; er stand im Comptoir zu New-York und reichte abschiednehmend dem alten Buchhalter und dem Kassirer die Hand; von seinem Bruder geleitet, begab er sich auf das Schiff, das die Anker lichtete, langsam verschwanden die Küsten, und er ward inne — daß er alle die lieben Gestalten von daheim seiner jungen Reisegefährtin geschildert, daß er alle die Vorgänge, welche er sich in's Gedächtniß zurückgerufen, nur ihr erzählt, ja daß er ihr sogar ein Geheimniß ausgeplaudert hatte, das er wohlverwahrt im tiefsten Schreine seines Herzens von jenseits des Oceans mitgebracht und mit dem klug und gut zu verfahren er dem Vater, der es ihm anvertraut, gelobt hatte.

Erst das auf dem Bahnhof in Berlin herrschende lebhafte Treiben und die Eindrücke, welche er auf der Fahrt vom Lehrter Bahnhof nach dem Hotel Metropole, wenn auch nur flüchtig, von der Reichshauptstadt empfing gaben seinen Gedanken eine andere Richtung.

Als er jedoch in den ihm angewiesenen Zimmern seine Koffer auspackte und seine Einrichtung für einen längeren Aufenthalt traf, da war es ihm wieder, als

vollbringe er das alles unter ihren Augen und als sähe er ihr schalkhaftes Lächeln, wenn er sich dabei ungeschickt benahm und die Dinge nicht in die dafür geeigneten Behältnisse legte.

„Es wird nichts helfen, ich werde auch noch von ihr träumen!“ seufzte er in drolliger Ergebung.

II.

„Soll ich wirklich Kaffee trinken, Adelheid? Es ist doch gar zu heiß heute!“ sagte der Bankier Christian Nagel, sich aus seiner bequemen Lage im Schaukelstuhl aufrichtend, und blickte zweifelnd zu einem schlanken, schönen jungen Mädchen auf, welche ihm auf einem silbernen Tablet eine Tasse des soeben von ihr bereiteten duftenden Getränkes bot.

„O Papa, ich habe mir so viel Mühe gegeben, den Kaffee nach Deinem Geschmack zu machen, und nun willst Du nicht davon trinken!“ entgegnete die Tochter mit leisem Vorwurf.

War es der Ton ihrer Stimme, war es der Blick ihres blauen Auges oder war es das verlockende Aroma, was der Tasse entströmte, Herr Nagel vermochte nicht zu widerstehen. Er nahm die Cigarre, welche er rauchte, zwischen zwei Finger der linken Hand, ergriff mit der rechten die Tasse und führte sie an den Mund; setzte sie aber sogleich wieder auf ein

in seinem Bereiche befindliches Tischchen. „Ich will den Kaffee erst ein wenig abkühlen lassen,“ seufzte der etwas corpulente Herr und trocknete sich mit dem Battisttaschentuch den Schweiß von der hohen, kahlen Stirne.

„Du scheinst ja außerordentlich unter der Hitze zu leiden, mein lieber Christian,“ ließ sich eine tiefe, wohlklingende Frauenstimme vernehmen, aber es lag in dem Ton, in welchem die Worte gesprochen wurden, weit eher ein leichter Spott mit einer Mischung von Schadenfreude als Mitleid. Auch das Gesicht der Dame, die, in einer Zeitschrift blätternd, sich in halb liegender Stellung auf einer Chaiselongue befand, ließ über den Sinn der Worte nicht im Zweifel, — ein triumphirendes Lächeln lag um die Augen und zuckte in den Mundwinkeln.

Die Familie, zu welcher noch ein junger Mann gehörte, der mit einem Buche in der Hand an einem der weitgeöffneten, nach dem Garten gehenden Fenster eines kleinen neben dem Speisezimmer gelegenen Salons saß, hatte soeben ihr Mittagsmahl eingenommen. Da dies nach der im Hause des Bankiers feststehenden Sitte zu einer ziemlich späten Stunde geschah, so herrschte bereits eine leichte Dämmerung im Zimmer, trotzdem war die Luft schwer und drückend. Der

September hatte noch eine für diese Jahreszeit ungewöhnlich große Wärme gebracht, kein Luftzug bewegte die im Garten befindlichen alten Bäume und diese sandten wohl einen leise an den Herbst mahnenden Duft, aber keine Kühlung in das Gemach.

„Welch eine Frage, liebe Marie! Das Wetter ist ja ganz abnorm, ich denke, wir leiden alle darunter!“ antwortete der Bankier, sich geschickt den Anschein gebend, als habe er den eigentlichen Sinn der Frage nicht verstanden; so wohlfeilen Kaufes sollte er indeß nicht davon kommen, denn Frau Nagel fuhr mit einem leichten Seufzer fort: „Am Strande muß es jetzt herrlich frisch sein. Wenn wir in Ostende oder Scheveningen wären!“

„Ich mußte zum Ultimo August hier in Berlin sein,“ sagte Herr Nagel mit einer leichten Bewegung der Ungeduld.

„Ganz recht, das hätte doch aber nicht gehindert, daß wir in den ersten Tagen des September wieder fortgereist wären,“ bemerkte, unentwegt ihr Ziel verfolgend, seine Frau. „Ha, wir könnten selbst jetzt noch“

Sie vollendete den Satz nicht, sondern machte eine vielsagende Pause und blickte erwartungsvoll zu zu ihrem Gatten hinüber. Dieser stand auf, machte einen Gang durch das Zimmer, blieb einen Augen-

blick sinnend am Fenster stehen und wandte sich dann an seine Gattin.

„Wenn es Dir zu schwer wird in Berlin zu bleiben, so will ich Dich nicht hier festhalten“, versetzte er mit einem tiefen Athemzuge, dem es anzuhören war, daß der Entschluß ihm nicht leicht geworden war.

„O, Du willigst ein, daß wir noch reisen!“ rief sie froh bewegt.

„Wir?“ wiederholte er mit nachdrücklicher Betonung. „Wenn Du in diese Bezeichnung mich mit einschließest, so bist Du im Irrthum. Ich bin hier im Geschäft jetzt durchaus nothwendig und könnte mich nicht einmal auf einige Tage losmachen. Wenn Du jedoch mit Adelheid allein reisen willst —“

„O nein, nein Papa!“ rief das junge Mädchen; in den blauen Augen schimmerte es thränenfeucht, ein Ausdruck der Angst und des Schreckens malte sich in den feingeschnittenen Zügen. „Es ist ja so schön hier in unserem Hause, in unserem Garten. Die paar heißen Tage werden bald genug vorüber sein.“

Erfreut über den unerhofften Beistand fuhr der Bankier seiner Tochter liebkosend über das von einem blauen Bande gehaltene Haar von einem selten schönen Aschblond, während die Mutter mißbilligend den Kopf schüttelte. Ehe sie die ihr gleichsam auf den Lippen

schwebende Entgegnung aussprechen konnte, blickte der junge Mann, der bis dahin schweigend und allem Anschein nach ziemlich theilnahmlos der Unterhaltung beigewohnt hatte, von seinem Buche auf und sagte trocken:

„Die Wettergläser sind gefallen, es wird demnächst Abkühlung eintreten.“

Der Zorn der Dame wandte sich jetzt gegen ihn; recht spitz entgegnete sie: „Du mußt es ja freilich wissen, Walter. Bei Deinen naturwissenschaftlichen Studien —“

„O, die haben mit der Sache gar nichts zu thun,“ wehrte er lächelnd ab.

„Wann hätten diese, wann hättest Du überhaupt mit uns etwas zu thun!“ seufzte sie zu einem directen Angriff übergehend. „Hätte Dein Vater in seinem Sohne eine Stütze und einen Vertreter im Geschäft, so wäre er nicht daran geschmiedet, wie der Gefangene an seinen Kerker.“

„Bitte, liebe Marie, nicht solche Vergleiche, sie passen weder auf mich, noch auf die Art, wie ich meinen Beruf auffasse,“ sagte Herr Nagel sehr ernst und die braunen, tiefliegenden Augen, welche sonst einen gutmüthigen, etwas verschleierten Blick hatten, schauten seine Gattin recht entschieden an. „Und laß

auch die Anspielungen auf Walters Studien. Die Sache ist ja längst abgethan."

„Leider!" murmelte Frau Nagel und es trat jene Stille ein, welche sich nach einem Wortwechsel in der Familie so drückend bleiern auf alle Anwesende zu legen pflegt. Herr Nagel unterbrach das Schweigen endlich mit den Worten: „Ueberlege Dir es mit Adelheid, wenn Ihr reisen wollt —"

„O nein, nein," erwiderte Frau Nagel rasch, „es war nur ein vorübergehender Einfall, ich habe ihn bereits wieder aufgegeben."

„Desto besser," sagte der Bankier sichtlich erleichtert und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. „Ich will noch auf eine Stunde in die Stadt nach meinem Comtoir —"

„Noch einen Augenblick, Vater," bat der junge Mann, „ich habe an Dich und die Mutter eine Anfrage und Bitte;" er richtete dabei seine dunklen Augen ohne jeden Ausdruck von Empfindlichkeit weit mehr auf die letztere als auf den Bankier, der schnell von der Thür zurückgekehrt war und erwartungsvoll neben seiner Frau stand.

„Wenn Mama und Adelheid hier bleiben, so wird vermuthlich wie alljährlich auch diesmal am nächsten

Mittwoch als am ersten nach dem 15. September Euer erster Empfangsabend sein.

„So weit das von uns abhängt, wird es geschehen," spöttelte Frau Nagel; „es fragt sich nur, ob Jemand kommt, den wir empfangen können. Es ist sicher noch kein Mensch in Berlin."

„Nun, es kommt darauf an, was man unter Menschen versteht," versetzte Walter ganz ruhig. „Vielleicht könnte ich Euch in dieser stillen Zeit, wo, wie Du meinst, noch alle Geselligkeit im Schlummer liegt, doch einen interessanten Menschen zuführen."

„Du?" fragte Frau Nagel zweifelnd und mit einem leichten Anflug von Geringschätzung; auch der Vater und Adelheid sahen ihn verwundert und gespannt an.

„Ich habe die Bekanntschaft eines jungen Amerikaners gemacht, der den Winter in Berlin zubringen will und in Familien eingeführt zu werden wünscht," fuhr Walter gelassen fort. Desto auffälliger war die Hast, mit welcher sein Vater fragte:

„Ein Amerikaner? Wie heißt er? Was will er bei uns?"

„Er heißt Porter, Roland Porter, und möchte sich bei uns amüsiren," erwiderte Walter lachend. Sein Vater athmete auf; das unruhige Licht, welches

in seinen müden Augen aufgeflackert war, erlosch wieder. „Wie kommst Du zu ihm?" fragte er.

„Er wohnt im Hotel Metropole, wo sich unser kleiner Klub wöchentlich zwei mal zusammenfindet, und gesellte sich zu uns. Meine Freunde erzählten ihm von der Geselligkeit, die in meinem elterlichen Hause so schön gepflegt wird, und da bat er mit der ihm eigenen Natürlichkeit, ich möchte ihn bei Euch einführen."

„Und Du hast ihm das zugesagt?" fragte die Mutter schnell.

„Ich muß allerdings eingestehen, daß ich mich dieser Eigenmächtigkeit schuldig gemacht habe," antwortete Walter mit einem Anfluge von Verlegenheit. „Ich sah so gar keinen Anlaß, ihm seinen Wunsch zu versagen."

„In Uebereinstimmung mit Deinem Vater habe ich unser Haus immer von diesen zweifelhaften Ausländern frei zu halten gesucht, selbst wenn sie durch Geschäftsfreunde empfohlen waren," sagte Frau Nagel hochmüthig den Kopf zurückwerfend und forderte ihren Gatten durch einen Blick auf, ihr Beistand zu leisten. Dieser schien aber mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, den er murmelte nur ein zerstreutes: „Gewiß! Gewiß!" und Walter fuhr lebhaft fort:

„Aber Roland Porter ist durchaus kein zweifelhafter Ausländer.“

„Ohne Zweifel ein amerikanischer Gelehrter,“ bemerkte Frau Nagel und veranlaßte ihren Sohn dadurch zu einem Ausbruch der Heiterkeit. Es erschien ihm zu drollig, Roland Porter sich als Gelehrten vorzustellen.

„Nichts weniger als das. Er ist Kaufmann, Junior eines sehr guten Hauses in New-York und Chicago. Porter, Mowbray u. Comp.“

„Woher weißt Du das?“

„Zunächst allerdings von ihm selbst; er ist ein so prächtiger, frischer Gesell, der das Herz auf der Zunge hat; ich glaube nicht, daß er im Stande wäre, eine Unwahrheit zu sagen.“

Frau Nagels Miene und Achselzucken drückten starke Zweifel an der Menschenkenntniß Walters aus, dieser führte aber auch bereits einen gewichtigen Zeugen für seine Mittheilung an, indem er hinzufügte:

„Ich weiß es ferner auch von Herrn Geigenmüller, dem Prokuristen von Mendelssohn und Comp. Porter ist bei dem Hause accreditirt und der Prokurist suchte ihn im Hotel auf.“

„Dann ist alles in Ordnung,“ bemerkte der Bankier mit beifälligem Kopfnicken.

„Spricht denn Herr Portner deutsch?“ fragte Adelheid, deren Interesse allmählig auch rege geworden war.

„Wie seine Muttersprache, die es auch zum Theil ist. Von einer Seite ist er deutscher Abstammung.“

„Von welcher?“ fragte Nagel wieder sehr hastig, nickte aber befriedigt als seine Frau bemerkte: „Ich vermuthe von mütterlicher, da Porter doch ein englischer Name ist. Hast Du den Geburtsnamen seiner Mutter nicht erfahren?“

„Nein, so tief hat er mich bei aller Offenheit doch noch nicht in seine Familienverhältnisse eingeweiht,“ antwortete Walter.“

„Es soll auch häufig vorkommen, daß Deutsche, die nach Amerika auswandern, ihre Namen ins Englische übersetzen,“ bemerkte Adelheid sinnend; „Porter könnte ursprünglich Träger gelautet haben.“

„Das zu ergründen mag Eurem Scharfsinn überlassen bleiben,“ scherzte Walter. „Ich darf ihn also Mittwoch mitbringen?“

„Nicht doch, das geht doch nicht so schnell, das will überlegt sein,“ wehrte Frau Nagel.

„Was denn noch, Mama?“

„Ich habe Dir bereits erklärt, daß Dein Vater

und ich eine Abneigung haben, Amerikaner in Empfang zu nehmen."

„So müssen wir sie einmal überwinden, liebe Marie," erklärte der Bankier bestimmt. „Hat Walter sein Wort gegeben, so dürfen wir ihm nicht unmöglich machen, es zu halten. Er mag uns den jungen Mann zuführen, das verpflichtet uns noch zu nichts, wenn er uns nicht zusagt."

Wie um jede weitere Entgegnung abzuschneiden, verließ er mit einem flüchtigen Gruße schnell das Zimmer und Walter, wohl fühlend, daß die Temperatur für ihn keine sehr angenehme war, folgte ihm bald.

Frau Nagel blieb mit ihrer Tochter allein zurück und ließ dieser gegenüber dem Unmuth, den die vorhergehende Unterredung in ihr erregt hatte, freien Lauf.

Sie war eine Frau von einigen vierzig Jahren und zeigte noch weit mehr als nur Spuren derselben Schönheit, in welcher ihre Tochter, die ihr verjüngtes Ebenbild war, jetzt in vollster Blüthe prangte. Nur trugen Adelheids blauen Augen einen Ausdruck der Milde und Hingebung, wie ihn die der Mutter nie besessen haben mochten; in ihrem schmalen, fein gerundeten Gesichte mit dem klassischen Profil und dem lieblichen, blühenden Munde war nichts von dem

Stolze und dem Trotz zu erblicken, der um Nase und Mund der älteren Frau seine Linien gegraben hatte.

Freilich war das Gesicht der Tochter noch ein unbeschriebenes Blatt, während das Leben auf dem der Mutter mit manchem scharfen Zuge seine Zeichen geschrieben hatte.

Frau Nagel war die zweite Gattin ihres Mannes, der das einer guten Familie entstammende, aber ganz mittellose Mädchen einst abhängigen Verhältnissen entrissen und in sein wohleingerichtetes Haus zu einer glänzenden Lebensweise geführt hatte.

Die schnelle Wiederverheirathung des Wittwers, der erst vor anderthalb Jahren so trostlos an der Bahre seiner jungen Gattin gestanden, welche das Leben des ihm geborenen Sohnes mit dem eigenen bezahlte, hatte damals viel Verwunderung und Mißbilligung erregt. Am stärksten äußerte sich die letztere bei dem Vater der verstorbenen Frau, der überdies auch mit der getroffenen Wahl nicht einverstanden gewesen war, und er wußte seinem Unmuth in recht empfindlicher Weise Ausdruck zu verschaffen. Er setzte es durch, daß der Schwiegersohn den auf den Knaben entfallenden Theil der Mitgift seiner ersten Frau dem Geschäfte entziehen und unantastbar sicher stellen mußte und verfügte auch über das dem Enkel aus seinem Nach-

lasse noch zukommende sehr bedeutende Vermögen dergestalt, daß der Vater nicht den geringsten Nießbrauch davon haben konnte. Nicht genug damit, traf er auch noch Bestimmungen, die es seinem Erben schwer, wenn nicht unmöglich machen sollten, selbst nach erlangter Großjährigkeit dem Vater etwas zuzuwenden.

Die Mitgift der ersten Frau und der ihm durch den Reichthum und das Ansehen des Schwiegervaters geschaffene Kredit waren die Hauptgrundlagen für das Geschäft des von Hause aus wenig bemittelten Nagel gewesen. Die nicht unbekannt gebliebenen Maßnahmen des rachsüchtigen Mannes hatten es daher schwer geschädigt und der Bankier hatte große Anstrengungen machen müssen, um sich über Wasser zu halten. Seiner Frau war unter diesen Umständen in den ersten Jahren ihrer Ehe nicht das luxuriöse, sorglose Leben zu Theil geworden, von dem sie geträumt als sie dem für sehr reich gehaltenen Bankier ihre Hand gereicht hatte, und es war daher wohl nur natürlich, daß sie einen tiefen Groll auf den unversöhnlichen Großvater ihres Stiefsohnes warf und denselben auch nach dem Tode des alten Herrn festhielt.

Leider übertrug sie auch einen Theil dieser Abneigung auf den Knaben, den ihr Gatte in zarter Kindheit ihr an das Herz gelegt hatte, obwohl das

gutgeartete, stille Kind, das sie aus seinen dunklen Augen um Liebe flehend anzuschauen schien, dafür keinen Anlaß bot. Ihre eigene Ehe blieb einige Jahre kinderlos und sie fühlte nun auch Neid und Eifersucht gegen den Knaben, in welchem ihr Gatte gleichzeitig seine Vergangenheit und seine Zukunft zu lieben schien. Diese Gefühle erhielten neue Nahrung, nachdem sie Mutter zweier Töchter geworden war. So sehr Nagel diese Kinder auch liebte, so sehr er sich es angelegen sein ließ, ihnen ein reiches, sorgloses Leben zu bereiten, so argwohnte sie doch immer, daß Walter den ersten Platz im Herzen seines Vaters einnehme, in jeder Hinsicht von ihm bevorzugt werde.

„Da hast Du es wieder, weil er es will, müssen wir den Amerikaner empfangen!“ rief sie heftig und sprang auf.

„Ich sehe darin kein so großes Zugeständniß, Mama,“ erwiderte die Tochter sanft. „Es werden ja das Jahr über so viele Fremde bei uns eingeführt.“

„Aber keine Amerikaner,“ entgegnete Frau Nagel eifrig. „Dein Vater hat ja bis jetzt eine wahre Scheu davor gehabt, mit den Herren Yankees in Berührung zu kommen. Du weißt das nicht so, weil in Eurer Gegenwart nie davon die Rede war.“

„Aber warum?“ fragte Adelheid.

„Ja warum?“ wiederholte die Mutter, indem sie auf einem Sessel in der Nähe des Fensters Platz nahm und das leicht ergraute, wie mit einem feinen weißen Puder bestreute Haupt sinnend in die schlanke, noch immer tadellos schöne Hand stützte. „Es ist eine jener Sonderbarkeiten an ihm, aus denen ich nie, nie habe klug werden können.“

Sie blickte nachdenklich vor sich nieder und man vernahm mehrere Minuten nichts als das Knistern des malvenfarbenen Seidenkleides, das ihre noch immer schlanke, ebenmäßige Gestalt umfloß, und das ängstliche Flattern eines Schmetterlings, der sich in's Zimmer verflogen hatte und den Ausweg nicht finden konnte.

„Weil Walter es will, macht er eine Ausnahme, obwohl ich sicher anmerkte, wie schwer es ihm wird,“ seufzte sie dann wieder mit Bitterkeit. „Ihm vermag er nichts abzuschlagen; mir kann er leichten Herzens den Wunsch einer Herbstreise versagen.“

„Der Vater hat es Dir ja freigestellt, zu reisen, Mama,“ entgegnete Adelheid, indem sie auf einem kleinen Stuhl aus vergoldetem Holze neben der Mutter Platz nahm und ihre Hand um deren Nacken stahl.

„Und Du hast dich dagegen gesträubt, als würde Dir etwas Schreckliches zugemuthet,“ antwortete Frau Nagel der Tochter Hand unmuthig abschüttelnd. „Hätte

Dein Vater den wahren Grund gekannt, er würde weniger erfreut über Deine Bundesgenossenschaft gegen mich gewesen sein."

„Mutter, warum hinderst Du mich, warum hinderst Du ihn, mit dem Vater zu sprechen? Was kann er gegen Dankmar haben?" fragte Adelheid in schmerzlichem Ton.

„Viel, alles. Dankmar ist arm."

Das junge Mädchen schaute die Mutter aus großen, verwunderten Augen an. „Was thut das? Sind wir, ist der Vater nicht sehr reich?" fragte sie.

Frau Nagel strich liebkosend über das Gesicht der Tochter, die Frage hatte so kindlich, so rührend weltfremd geklungen. Es schien ihr grausam, einen Zweifel in das junge, vertrauensvolle Herz zu werfen, und doch mahnte sie etwas: es muß sein! Sich tiefer zu ihr niederbeugend, flüsterte sie: „Die Welt nennt den Vater reich, sehr reich und alles, was uns umgibt spricht dafür, daß es so sei. Wir bewohnen dieses schöne Haus hier in der Hitzigstraße ganz allein, wir haben eine kostbare Einrichtung, Dienerschaft und Equipagen, es fehlt uns nicht an Schmuck und Toilette, wir geben Gesellschaften; wir machen mit einem Worte ein Haus; bei allen wohlthätigen und gemeinnützigen Unternehmungen zeichnet Dein Vater große Summen.

Unser ganzer Lebenszuschnitt zeugt von großem Reichthum; und dennoch beschleicht mich oft die Furcht, daß dies alles hohler Schein, daß unsere Existenz auf schwankendem Grunde errichtet sei."

„Mutter, was sagst Du da!" rief Adelheid angstvoll. „Aber nein, das ist unmöglich; was bringt Dich zu der Vermuthung?"

„Deines Vaters ungleiches Wesen. Heute tritt er als Millionär auf und morgen, was sage ich, in der nächsten Stunde, kann er bei einer verhältnißmäßig kleinen Ausgabe ängstlich fragen: Wo soll das mit uns hinaus? Du sahst es ja soeben. Die Reise —"

„Wir waren vom Mai bis zum August unterwegs und sein Bedenken richtete sich nicht gegen die Kosten."

Die Mutter lächelte still vor sich hin als wisse sie das besser, dann sagte sie: „Und wenn nicht wegen der Kosten, ist es erhört, ist es denkbar, das ein Mann in seinen Jahren, von seinem Vermögen sich dergestalt zum Sklaven machen muß?"

„Ich habe den Vater oft sagen hören, auf seinen Schultern ruhe alles."

„Das, das ist es ja eben!" Frau Nagel bewegte sich so heftig, daß das venetinanische Glas voll köstlicher Rosen, das auf einem kleinen Bouletisch in ihrer

Nähe stand, in's Schwanken gerieth und schnell von Adelheid festgehalten ward. „Und er hat den jungen, kräftigen Schultern, deren natürliche Aufgabe es gewesen wäre, ihm die Last abzunehmen, gestattet, sich dieser Pflicht zu entziehen."

„Du meinst Walter. Der würde sich nie zum Kaufmann geeignet haben."

„Du sprichst nach, was Walter Dir, uns allen einreden will. Der Mensch kann alles, was er will und noch mehr was er muß. Wollen und Müssen haben bei ihm gefehlt, nnd Dein Vater ist zu schwach gegen ihn. Es war sein heißester Wunsch, daß Walter sein Nachfolger würde, um einer Grille des unreifen Burschen willen hat er darauf verzichtet. Der verzogene Liebling hat seinen Willen und Dein Lebensglück, mein armes Kind, wird das Opfer dafür werden."

„Mein Lebensglück?" fragte Adelheid ganz verwirrt; „was hat das damit zu thun ob Walter Kaufmann oder Gelehrter wird?"

„Weil Dein Vater in seinem Sohne sich keine Stütze und keinen Nachfolger erziehen konnte, will er ihn in seinem Schwiegersohn haben," fuhr Frau Nagel fort. „Nicht daß Dankmar arm ist, bildet das unübersteiglichste Hinderniß für die Einwilligung Deines Vaters, sondern seine Geburt, sein Beruf. Oder

könntest Du ihn Dir hinter dem Pult im Comtoir, an der Kasse denken?“

„O nein, nein!“ rief Adelheid halb belustigt und halb entsetzt von dieser Vorstellung. Er wird nie seine schöne, glänzende Uniform ablegen, nie auf einen Beruf verzichten, den er liebt und auf den er stolz ist.“

„So sage ich Dir noch einmal: entschlage Dich jedes Gedankens an ihn, Dein Vater giebt Dich nur einem Manne zur Frau, den er für geeignet hält, die Firma Christian Nagel weiterzuführen.“

„Bin ich denn meines Vaters einzige Tochter?“ fragte Adelheid sich aufrichtend.

„Die einzige, auf die er seine Hoffnung setzt.“

„Und Marianne?“

„Sie ist so wenig bei uns; sie ist so anders geartet, und,“ Frau Nagel sprach leiser als scheue sie sich das was sie sagte ihre eigenen Ohren hören zu lassen, „sie ist so wenig hübsch; es ist kaum zu hoffen, daß sie einem Manne gefällt.“

Adelheid ließ wieder jenes frohe Kinderlachen hören, was ihr so gut stand und sie jünger erscheinen ließ als sie war. „Die Schönheit liegt im Auge des Beschauers, Mama, es giebt sicher Viele, die Marianne durchaus nicht häßlich finden. Du wirst sehen, sie bringt dem Vater den erwünschten Schwiegersohn und

ich darf Dankmar lieben und glücklich mit ihm sein. Sage, daß ich es darf, o Mutter sage es!" Sie war vor Frau Nagel auf das Knie gesunken und hob flehend die schmalen weißen Hände zu ihr empor.

„Steh auf, kleine Schwärmerin," gebot die Mutter sie sanft zurückschiebend; sie klammerte sich nur fester an sie und plauderte weiter:

„Seit dem Mai habe ich ihn nicht gesehen; morgen kehrt er vom Manöver zurück, und ich sollte fortreisen. Liebe Mama, das kannst Du nicht von mir verlangen."

„Ich verlange mehr," versetzte die Mutter ernst, fast strenge; „ich verlange, daß Du ihn nicht allein nicht siehst oder sprichst, verlange, daß Du ihm nicht schreibst."

„Mutter!"

„Das Beste wäre, ich schriebe ihm und bäte ihn, unser Haus nicht wieder zu besuchen."

„Sei barmherzig, Mama."

„Kind, Kind, nimm Vernunft an, es kann nichts daraus werden, es —"

Ein greller Lichtschein blendete ihre Augen, so daß sie erschrocken mitten im Satz abbrach. Geräuschlos hatte sich die Thür geöffnet, ein Diener war eingetreten, in jeder Hand eine große brennende Lampe

tragend, welche er behutsam auf dem Mitteltisch niedersetzte.

In ihr Gespräch vertieft hatten Mutter und Tochter nicht bemerkt, daß der Abend immer weiter vorgerückt war.

„Licht!" rief Frau Nagel. „Soll man bei diesem Wetter die Fenster schließen? und läßt man sie offen, so flattert allerlei Gethier herein, das sich an der Flamme die Flügel versengt.

„Ich will nicht im Zimmer, ich will nicht bei der Lampe eingeschlossen sein," fuhr sie einer plötzlichen Eingebung folgend fort. „Sagen Sie dem Kutscher, daß er anspanne," gebot sie dem Diener; „kleide Dich an, Adelheid, wir wollen eine Spazierfahrt im offenen Wagen machen."

Kurze Zeit darauf war diesem Befehl Folge geleistet.

III.

Walter Nagels Prophezeiung hatte sich schnell genug erfüllt.

Schon in der Nacht, welche auf die etwas erregte Familienberathung folgte, war ein starkes Gewitter niedergegangen, das dem allzu heißen Spätsommer ein jähes Ende bereitet und an seine Stelle kühle, unfreundliche Herbsttage gesetzt hatte.

Schwere, graue Wolken jagten vom Sturm gepeitscht über den Horizont und ergossen sich stoßweise in heftigen Regenschauern. Das vorher von der Hitze versengte Laub flatterte vorzeitig von den Bäumen, der Einbruch der Dunkelheit schien binnen wenigen Tagen mindestens um eine Stunde vorgerückt zu sein.

Auch im Garten der Nagelschen Villa in der Hitzigstraße in Berlin hatten Regen und Sturm ihre verheerende Wirkung geübt und die Hausfrau hatte ihren anfänglich gehegten Plan, denselben mit Lampions erleuchten zu lassen und den Schauplatz ihres ersten

Empfangsabends dorthin zu verlegen, aufgeben müssen. Statt dessen waren die im hochgelegenen Erdgeschoß begelegenen Wohn- und Empfangsräume sämmtlich geöffnet, mit hochstämmigen Blattpflanzen und blühenden Topfgewächsen aus dem Treibhause geschmückt und durch elektrisches Licht je nach dem Erforderniß des Raumes tageshell erleuchtet oder mit einem magischen Dämmerschein erfüllt.

Trotzdem Frau Nagel noch „keine Menschen" erwartete, hatte sie sich doch zum Empfange solcher in der ihr eigenen geschmackvollen, eleganten und der Gelegenheit vollkommen angemessenen Weise gekleidet. Das mit Schmelz garnirte schwarze Spitzenkleid verhüllte Schultern, Nacken und Arme, ließ aber immer hin so viel durchschimmern, um zu verrathen, daß die schöne Frau noch keinen zwingenden Anlaß hatte, sie den Blicken zu entziehen. Als einzigen Schmuck trug sie eine römische Kamee, deren Werth in der großen Schönheit des geschnittenen Kopfes und der überaus kunstvollen goldenen Fassung bestand. Es gab Leute, welche behaupten wollten, die Dame bevorzuge diese Broche, weil der Beschauer dadurch zum Vergleich mit ihren eigenen klassisch geformten Zügen angeregt werde, der keineswegs zu ihrem Nachtheil ausfalle. In der That glich auch die Frisur des noch so vollen

und dabei doch schon hellgrauen Haares dem Kopfputz des Frauenbildes auf der Kamee, nur daß darüber noch ein durchsichtiges Spitzengewebe geworfen und durch zwei gleich Thautropfen schimmernde Diamantnadeln festgehalten war.

Denselben guten Geschmack wie die Mutter entwickelte Adelheid in einem anspruchslosen, frischen Kleide von einem leichten weißen mit bunten Blümchen bestreuten Stoff, eine feine Goldkette mit einem Medaillon um den schneeigen Hals, das selten schöne Haar tief im Nacken zu einem künstlichen Knoten geflochten und nur durch ein paar blaßrothe Rosen geschmückt, von denen sie auch einen kleinen Strauß vor der Brust und am Gürtel befestigt hatte.

Zu der im Salon harrenden Frau und Tochter gesellte sich bald auch der Hausherr, welcher an solchen Tagen den Wünschen seiner Frau und den Anforderungen der Geselligkeit das Opfer brachte, nach dem Mittagsessen nicht noch einmal in die Stadt zu seinen Geschäften zurückkehren. Was er selbst that, obgleich es ihm recht schwer ward, verlangte er aber auch von den übrigen Mitgliedern seiner Familie. Seine Stirn verfinsterte sich daher als er beim Eintreten den Sohn vermißte und seine erste Frage war: „Wo ist Walter?“

„So viel ich weiß ist er nach der Stadt ge-

fahren," antwortete Frau Nagel in jenem gleichgiltigen Ton, der ihr zur anderen Natur geworden, sobald von dem Stiefsohne die Rede war, und der Bankier wollte unmuthtig auffahren als ihm Adelheid mit der Erklärung zuvor kam:

„Er holt den Amerikaner aus dem Hotel Metropole."

„So, so," murmelte Nagel, schon befriedigt, daß sein Liebling sich keinen allzu argen Verstoßes gegen die Hausordnung schuldig gemacht hatte, fügte aber dann doch mißbilligend hinzu: „Das wäre nun auch nicht nöthig gewesen. Ist der junge Herr allein von New=York nach Berlin gekommen, würde er auch den Weg von dem Hotel Metropole bis zu uns ohne Begleitung gefunden haben."

„Er fürchtet vielleicht gleich mir, daß wir heute hübsch unter uns bleiben werden und will sich wenigstens dieses einen Gastes versichern," scherzte Frau Nagel, aber es klang bitter. Trotz des Umschlags der Witterung konnte sie es noch nicht recht verwinden, daß ihr Wunsch, in ein Seebad zu reisen, ihr nicht erfüllt worden war, und sie ließ es an Anspielungen nicht fehlen. Die Fortsetzung des Gespräches wurde durch Eintritt der ersten Gäste unterbrochen und es zeigte sich bald, daß ihre Vermuthung, wenn sie dieselbe wirklich gehegt, eine unrichtige gewesen war.

In verhältnißmäßig kurzer Zeit war eine wenn auch nicht übergroße, aber doch ganz ansehnliche Gesellschaft bei einander und es wurde, während man den von den Dienern gereichten Erfrischungen zusprach eine sehr angeregte Unterhaltung geführt. Hatte man sich doch nach einer monatelangen Trennung wieder zu begrüßen und einander die Erlebnisse während des Aufenthaltes im Bade und in der Sommerfrische, auf der Reise nach dem Nordkap oder vielleicht gar über den Ozean zu berichten.

Von allen den hier Versammelten, Männern wie Frauen, mochten sie nun dem Gelehrten- und Künstlerstande, der Beamten- oder der Finanzwelt angehören, gab es kaum einen, welcher den Sommer gänzlich in Berlin verlebt hatte. Man fragte sich daher auch gar nicht, ob man verreist gewesen sei, sondern erkundigte sich, dies voraussetzend, lediglich wo man gewesen und wie die Reise bekommen sei.

Eine Ausnahme von allen diesen Vergnügungsreisenden, denen man es doch zum großen Theil anmerkte, wie froh sie waren, die Pflicht der Villeggiatur und der freiwilligen Verbannung ein mal wieder hinter sich zu haben und von neuem in ihrem eigentlichen Elemente, dem Strome des hauptstädtischen Lebens, plätschern zu dürfen, machten nur zwei Gruppen. Die

eine, welche aus älteren, meist der Handelswelt angehörenden Herren bestand, hatte sich um den Hausherr geschaart und wurde von diesem bald in ein entlegeneres stilleres Zimmer geleitet, wo Flaschen mit besonders verheißungsvollen Etiketten standen und einige Spieltische aufgestellt waren. Hier gab es Leute, welche den Muth hatten, mit lachendem Munde zu versichern, es falle ihnen gar nicht ein, während des Sommers Berlin zu verlassen, sie wüßten keinen Ort in ganz Europa wo es sich so behaglich lebe wie gerade hier während der Zeit wo die sogenannte gute Gesellschaft der Stadt den Rücken gekehrt habe.

Von einem ganz anderen Standpunkte faßten die Angehörigen der zweiten Gruppe die Sache auf, man hätte von ihnen sagen können: „Der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Willen.“ Es waren junge Offiziere, für welche der Sommer gerade die ernsteste Arbeit bringt, die Vorbereitung ihrer Truppen für die Manöver und diese selbst, von denen sie tiefgebräunt erst vor wenigen Tagen in ihre Garnison zurückgekehrt waren und sehr anziehende Dinge zu berichten haben mußten; wenigstens war dies aus den Mienen, mit welchen die jungen Mädchen ihren Erzählungen lauschten zu schließen.

Auch Adelheid Nagel gehörte dem Kreise an, der

sich im sogenannten Blumenzimmer, einem mit deckenhohen Spiegeln, rings um die Wände laufenden Polsterbänken und andern Polstern von verschiedenen Größen und Formen und dazwischen geschobenen Blumen- und Pflanzengruppen sehr lauschig hergerichteten Salon, zusammengefunden hatte. Sie war zu gut erzogen, als daß sie nicht ihrer Pflichten als Tochter des Hauses vollständig eingedenk gewesen und für jeden der jungen Herren ein artiges Wort gehabt, dem Geplauder der jungen Mädchen gelauscht hätte und darauf eingegangen wäre. Und dennoch ertappte sie sich oft darauf, daß nur ihr Ohr den Schall der Worte vernommen, daß sie nur mechanisch geantwortet hatte. Auge und Gedanken waren erfüllt von einem Einzigen, der ihr so nahe und doch so fern war. Nach dem sie sich gesehnt seit Monaten und den sie doch heute beim endlichen Wiedersehen nur durch einen flüchtigen Händedruck begrüßen, dem sie kein trautes Wort zuflüstern gekonnt.

Nicht ganz so gut wie das junge Mädchen hatte sich der hohe, schlanke Offizier in der Uniform der Garde-Dragoner in der Gewalt. Auf Dankmar von Wildes breiter Stirn, deren obere Hälfte durch ihre Weiße seltsam von dem sonnverbrannten Gesichte abstach, lagerten Wolken; die von hellblonden Wimpern und Brauen beschatteten blaugrauen Augen folgten mit

einem eigenthümlichen Gemisch von Schärfe und Innigkeit jeder Bewegung Adelheids, die Flügel seiner scharf gebogenen Nase bewegten sich unruhig, er kaute an dem nach aufwärts gedrehten Schnurrbart, wenn er sie dem Anschein nach so ganz mit Andern beschäftigt sah. Ein Blick, der ihm verstohlen aus ihren blauen Augen zuflog, beruhigte und besänftigte ihn dann wieder, jedoch nur für kurze Zeit. Er versuchte sich ihr zu nähern, sie nur für einige Augenblicke für sich allein zu haben; vergebliche Mühe. Immer wieder schoben sich Andere dazwischen und es wollte ihm bedünken, als ob sie es jenen zu leicht, ihm zu schwer mache.

Jetzt endlich glaubte er den geeigneten Moment erhascht zu haben. Ein Kamerad erzählte ein lustiges Erlebniß, das er in seinem letzten Quartier bei einem reichen Viehhändler gehabt; die Aufmerksamkeit des munteren Kreises war völlig gefesselt.

„Adelheid," flüsterte er ihr zu und suchte verstohlen ihre Hand zu ergreifen, „ist das mein ganzer Willkommen nach so langer Trennung."

Sie entzog sich ihm ängstlich.

„Nicht jetzt, nicht hier."

„Wann? Wo?"

„Ich werde es einrichten, daß wir bei Tische neben einander sitzen."

Er lachte bitter. „Frohe Aussicht, unter den Augen der ganzen Gesellschaft. Nicht länger ertrage ich diesen Zwang. Machen wir ein Ende. Morgen —"

Adelheid erfuhr für den Augenblick nicht, was Lieutenant von Wilde am nächsten Tage zu thun beabsichtige und die übrige Gesellschaft kam um den Schluß der hübschen Manövergeschichte des Lieutenants von Alten, denn Walter Nagel trat in Begleitung eines fremden jungen Mannes in das Blumenzimmer.

Er suchte mit den Augen seine Schwester und sagte, sich zu dieser wendend: „Endlich finde ich Dich; da bringe ich den jungen Ausländer, von dem ich Dir bereits erzählt habe. Erlauben die Herrschaften, daß ich Ihnen Herrn Roland Porter aus New-York vorstelle."

Der junge Amerikaner, mit dem eine merkwürdige Umwandlung vorgegangen war, begrüßte Adelheid und verbeugte sich nach allen Seiten. Ein Berliner Kleiderkünstler mußte schier ein Wunder an ihm verrichtet haben. Seine Reisegefährtinnen auf der Fahrt von Hamburg nach Friedrichsruh würden Mühe gehabt haben, in dem im tadellosen Gesellschaftsanzuge nach neustem Schnitt gekleideten, den chapeau claque unter dem Arm tragenden jungen Herrn den wilden Burschen, der so formlos zu ihnen in's Koupee gesprungen war, wieder zu erkennen.

Eine Anzahl Namen schwirrten um Rolands Ohr. Die Offiziere und die anderen anwesenden Herren stellten sich ihm vor, er wurde den jungen Mädchen einzeln präsentirt, doch sah er eigentlich nichts genauer als Adelheild, deren Schönheit einen tiefen Eindruck auf ihn machte. Er nahm ungenirt neben ihr Platz und wollte ein Gespräch mit ihr beginnen, aber Walter legte ihm die Hand auf den Arm und sagte:

„Verzeihen Sie, Herr Porter, ich kann Ihnen noch nicht Ruhe gönnen. Ich möchte Sie mit meinem Vater bekannt machen.“

„Du findest ihn in seinem Zimmer bei den älteren Herren,“ sagte Adelheid erklärend, Roland aber rief:

„Und da soll ich als Störenfried einbrechen? Um keinen Preis der Welt.“

Das Entsetzen, welches er in Ton und Geberden zur Schau trug, war so drollig, daß der ganze Kreis in ein lustiges Gelächter ausbrach.

„Die Sache ist durchaus nicht lächerlich, sondern sehr ernsthaft,“ fuhr Roland mit wichtiger Miene fort, „ich kenne das von meinem lieben Alten. Sitzt der mit guten Freunden bei Wein und Kartenspiel, dürfte ich mir nicht erlauben, ihm dazwischen zu kommen, um ihm einen so unwichtigen Menschen vorzustellen, wie ich bin.“

Wieder lachte alles und mit erhöhtem Interesse richteten sich die Augen auf den jungen Amerikaner, seine Art sich zu geben, war so ganz anders als man gewohnt war.

„Hier ist es gut sein, hier laßt uns Hütten bauen. Lachen wir, plaudern wir. Sie bekommen mich jetzt nicht weiter, Nagel.“

Er setzte sich fester auf den Polster, auf dem er sich niedergelassen und schaute sich, wie Zustimmung heischend, im Kreise um. Die blieb denn auch nicht aus.

„Bravo, bravo! Hier bleiben, hier bleiben!“ ertönte es von verschiedenen Seiten.

„Lassen Sie es gut sein, Nagel, Sie bekommen mich jetzt hier nicht fort,“ wiederholte Porter zu Walter gewendet, der noch immer etwas unschlüssig stand und überlegte wie seine Mutter den Verstoß gegen das Herkommen aufnehmen werde. „Ihre Frau Mutter hat mich bereits gnädig empfangen, von Ihrem Fräulein Schwester erhoffe ich das Gleiche,“ fügte er mit einer Verbeugung gegen Adelheid hinzu, also lassen Sie jetzt Ihren Vater in Ruhe und uns auch.“

„Bravo, bravo, hier bleiben! Sie sind überstimmt, Nagel, Sie müssen sich fügen!“ hieß es wieder. Der frische, freie Geist, der Roland Porter erfüllte, schien sich der ganzen jugendlichen Gesellschaft be-

mächtigt zu haben. Man lachte und jubelte, Scherzworten und Neckereien flogen hin und her, selbst der sonst so ernste Walter wurde davon angesteckt und war einer von den Fröhlichsten. Nur Lieutenant von Wilde saß still und in sich gekehrt, und auch Adelheid ging die Heiterkeit nicht von Herzen. Sie wußte nicht weshalb sie der neulichen Unterredung mit der Mutter gedenken und sie mit dem Amerikaner in Verbindung bringen mußte; aber sie zuckte zusammen so oft sie seinen Blick auf sich gerichtet fühlte und es legte sich eine schwere Last auf ihre Brust.

Eine Bewegung, die in den anderen Zimmern entstand, wurde endlich auch im Blumenzimmer wahrgenommen und veranlaßte den Aufbruch der heiteren Gesellschaft. Das Zeichen zum Beginn des Abendessens war gegeben, das im Speisesaal und einem angrenzenden Zimmer an kleinen Tischen servirt ward, wo man sich zwanglos zusammenfand.

Die Paare ordneten sich. Ehe sich Lieutenant von Wilde sich Adelheid zu nähern vermochte, hatte Roland ihr bereits den Arm geboten:

„Nehmen Sie den Fremdling unter Ihren Schutz und lassen Sie es ihm zum gutem Zeichen dienen, daß er in Ihrem Geleite zur ersten Mahlzeit schreitet, die er in Ihrem eltlerlichen Hause einnimmt. Ich lege

auch hohen Werth darauf, daß Sie es sind, die mich nun Ihrem Vater zuführt."

Er sagte das mit einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit. Adelheid, welche schon den Mund geöffnet hatte, um ihm mitzutheilen, daß sie bereits eine andere Verabredung getroffen habe, schwieg und legte ihren Arm in den seinigen. Eine Weigerung seiner Aufforderung zu folgen wäre ihr als eine allzu große Verletzung des Gastrechtes erschienen. Das mußte doch auch Wilde einsehen, der ja dabei gestanden und Porters Worte gehört hatte.

Sie warf ihm einen zärtlichen abbittenden Blick zu und entfernte sich an Porters Arm. Lieutenant von Wilde schaute dem Paar mit finstern Blicken nach und machte keinen Versuch, eine andere Partnerin zu wählen. Erst als das Zimmer sich völlig geleert hatte, verließ er es allein und folgte mit langsamen, zögernden Schritten den Anderen.

Unterdeß waren die jungen Leute in den großen Salon gelangt und stießen hier auf die aus dem Spielzimmer kommenden Herren, welche sich bei ihrem Skat ein wenig versäumt hatten und nun herbeieilten, um noch rechtzeitig ihre Damen zu Tische zu geleiten. Allen voran lief Herr Nagel selbst.

Adelheid trat ihm in den Weg. Der Augenblick

war zwar schlecht gewählt, sie konnte doch aber nicht mit dem Amerikaner zu Tische gehen, ohne ihn mit dem Hausherrn bekannt gemacht zu werden.

„Lieber Vater, Herr Roland Porter wünscht Dir vorgestellt zu werden; er wollte Dich vorher nicht beim Spiel stören,“ sagte sie ganz leicht seinen Arm berührend.

Der Bankier stutzte, der Aufenthalt kam ihm recht ungelegen und ohne sich umzublicken murmelte er: „Sehr erfreut Sie in meinem Hause zu sehen, werde später noch das Vergnügen haben; jetzt entschuldigen Sie mich.“

„Im Gegentheil, Herr Nagel, ich bin es, der um Entschuldigung zu bitten hat“, antwortete Roland, „ich —“

Der schon im Fortschreiten begriffene Bankier blieb stehen und heftete seine Blicke auf den jungen Mann. Dabei ging eine plötzliche Veränderung mit ihm vor. Das vom Genusse des Weins und der lebhaft geführten Unterhaltung geröthete Gesicht überzog eine tiefe Blässe, die Augen öffneten sich weit und nahmen einen starren, gläsernen Ausdruck an, er schien nach Athem zu ringen und gleichzeitig sprechen zu wollen, aber die sich bewegenden Lippen brachten keinen Ton hervor.

„Vater, was ist Dir? Du wirst unwohl. Zu Hilfe!“ rief Adelheid und schlang den Arm um ihn.

Er machte eine heftig abwehrende Bewegung mit dem Kopfe, ohne doch sprechen zu können, aber schon war man aufmerksam geworden. Von allen Seiten eilten die Gäste herbei, man führte den halb Willenlosen zum nächsten Sopha, alles rief und fragte durcheinander.

Erschrocken bahnte sich Frau Nagel einen Weg zu dem Erkrankten, ihr nach drängte sich ein Arzt, der sich in der Gesellschaft befand. Wasser, Wein und Essenzen wurden im Nu von hilfreichen Händen gereicht.

„Wenn die Herrschaften die Güte hätten, sich in die anderen Zimmer zurückzuziehen,“ bat der Arzt, welcher sich über Nagel gebeugt hatte, „ich hoffe der Anfall soll schnell vorüber sein.“

Nur langsam und widerwillig wurde dieser Aufforderung Folge geleistet; endlich war der Ohnmächtige mit seiner Frau und seinen Kindern, denn auch Walter war herbeigekommen, und dem Arzte allein. Unter den Bemühungen des letztern erholte er sich sehr schnell. Der ganze Vorgang hatte nur wenige Minuten gedauert.

Mit einem tiefen Athemzuge schaute er um sich.

„Wie fühlen Sie sich?“ fragte der junge Arzt.

„Gut, ganz gut,“ antwortete er, es schien aber den Anwesenden, als wisse er nicht recht, was er spreche. „Wer ist hier?“ fragte er dann.

„Wir, die Mutter, Adelheid, ich und unser Freund Dr. Beiberg,“ erwiederte Walter, ihn stützend, während er ihm mit der einen Hand die Halsbinde noch etwas lockerte.

„Niemand sonst?“ Mit klareren Augen sah er jetzt die ihn Umgebenden an und schien sichtlich erleichtert, als er nur die bekannten Gesichter sah.

„Die Ohnmacht ist vorüber,“ sagte Dr. Beiberg, ihm den Puls fühlend. „Ich möchte aber doch rathen, daß Herr Nagel sich in sein Schlafzimmer zurückzieht die Gesellschaft —“

„Wir haben Gesellschaft, Empfangsabend!“ rief der Bankier und richtete sich mit großer Willenskraft auf. „Ich will nicht, daß irgend eine Störung eintritt. Kehrt schnell zu den Gästen zurück.“

„Aber wir können Dich doch in diesem Zustande nicht verlassen,“ entgegnete seine Frau.

„O, ich komme sogleich selbst,“ versetzte er mit einem Versuche zu lächeln, „ich fühle mich schon wieder ganz wohl. Um meinen Gästen mit gutem Beispiel voranzugehen, habe ich ein paar Gläser schweren

Burgunder getrunken und der ist mir schlecht bekommen; aber jetzt ist es vorüber.“ Er wollte sich erheben.

„Nicht doch, Herr Nagel, ich darf das wirklich nicht zugeben,“ sagte der Arzt und drückte ihn in das Sopha zurück.

„Sie meinen es sehr gut, lieber Doktor, aber Sie kennen meine Konstitution nicht,“ entgegnete Nagel, „ich fühle mich ganz wohl.“

Sein Aussehen strafte ihn jedoch Lügen, er war noch sehr bleich und sein Auge hatte einen seltsam scheuen, irren Ausdruck.

„Kehrt zur Gesellschaft zurück!“ gebot er jetzt mit einer eigensinnigen Heftigkeit, die ihm sonst nicht eigen war und etwas Krankhaftes hatte. „Geh Marie und auch Du Adelheid und Sie ebenfalls, Doktor. Walter mag hier bei mir bleiben, wenn ich mich denn doch durchaus noch erholen soll. Sagt man solle sich nicht stören lassen, ich sei wieder vollkommen wohl und würde in wenigen Minuten folgen.“

„Geht, geht!“ wiederholte er, als sie immer noch zögerten, so zornig, daß der Arzt den Damen ein Zeichen gab, ihm den Willen zu thun und in ihrer Begleitung das Zimmer verließ.

Kaum sah Nagel sich mit seinem Sohne allein,

so winkte er ihn dicht an sich heran und flüsterte: „Walter, wer war der junge Mann, der Adelheid führte?“

„Roland Porter, der junge Amerikaner, den ich heute hier eingeführt habe,“ antwortete der Sohn unbefangen.

„Porter, Porter, er heißt wirklich Porter?“ fragte Nagel kopfschüttelnd.

„Ich habe durchaus keine Veranlassung, ihm zuzutrauen, daß er sich einen falschen Namen beigelegt hat,“ scherzte Walter, verwundert, aber auch erfreut, daß der Vater diese Frage that. Er mußte sich wirklich wieder ganz wohl fühlen, daß er sich für so nebensächliche Dinge interessirte.

„Du sagtest doch aber sein Vater sei ein Deutscher gewesen?“

„Verzeih', ich sagte nur, er sei von einer Seite von deutscher Abstammung, ich glaube aber bestimmt, dies muß von Seiten der Mutter der Fall sein.“

„Weshalb?“

„Weil das Handlungshaus Porter, Mowbray und Comp., wie ich inzwischen erfahren habe, länger als fünfzig Jahre besteht, und schon von dem Großvater unseres Roland begründet worden ist.“

„Weißt Du das gewiß?“

„Ich habe es aus seinem eigenen Munde.“

Die Miene des Bankiers hatte sich aufgehellt, in sein Gesicht war die Farbe zurückgekehrt.

„Laß uns gehen,“ sagte er und erhob sich.

„Fühlst Du Dich auch wirklich stark genug Vater?“ fragte dieser besorgt. Nagel lachte.

„Aber Du siehst es ja, ich bin wieder ganz wohl. Es ist Zeit, daß ich mich den Gästen zeige, sonst heißt es morgen früh in der Stadt, den Banquier Nagel hat der Schlag gerührt und wenn ich nach der Börse komme, behandelt man mich als Gespenst.“

Mit diesem etwas forcirten Scherz nahm er den Arm seines Sohnes und begab sich nach den Speisesälen, wo die Gesellschaft bereits Platz genommen hatte und die Diener geschäftig waren, die auf dem Büffet aufgestellten erlesenen kalten und warmen Schüsseln herumzureichen.

Beim Eintritt des Hausherrn entstand eine allgemeine freudige Bewegung. Die Gäste erhoben sich, man rief und trank ihm zu und beglückwünschte ihn zu der schnellen glücklichen Wiederherstellung.

Er verneigte sich lächelnd und dankend nach allen Seiten, nahm den für ihn reservirten Platz ein und leerte schnell ein Glas Champagner, das der Diener ihm auf seinen Wink eingegossen hatte, aber er berührte

nichts von den ihm dargebotenen Speisen und die ihm zunächst Sitzenden bemerkten doch bald, daß er sich noch keineswegs wohl fühlen müsse und sich großen Zwang anthue, um das zu verbergen. Er war schweigsam und so theilnahmlos, daß er ein paar Mal auf eine Anrede verkehrte Antworten gab oder erschrocken in die Höhe fuhr, als sei er mit seinen Gedanken ganz wo anders gewesen. Um diese Zerstreutheit zu verbergen, fing er dann eine sehr lebhafte Unterhaltung an, ohne sie jedoch zu Ende zu führen und ohne die Person, mit welcher er sprach, anzusehen. Unverwandt ruhte sein Blick auf einem ihm gegenüberhängenden großen Spiegel, der einen Theil des Nebensaales, in welchem die Jugend sich zum Speisen niedergelassen hatte, zurückwarf. Roland Porter saß dort neben Adelheid und schien sie und die übrigen Tischgenossen sehr angenehm zu unterhalten. Es herrschte eine beinahe ausgelassene Heiterkeit an dem kleinen Tische.

Der Hausherr schien sich davon nicht angenehm berührt zu fühlen. Mehrmals wandte er sich mit düsterer Miene ab, um doch sogleich wieder hinzuschauen, es war als würden seine Blicke magnetisch dahin gezogen.

Die Empfangsabende im Nagel'schen Hause pflegten sonst immer mit einem Tanze zu schließen und der

Klavierspieler hielt sich auch schon bereit. Seine Dienste wurden aber diesmal nicht in Anspruch genommen. Nach dem Anfall, der den Gastgeber betroffen und der trotz aller gegentheiliger Versicherung noch nicht ganz überwunden schien, ward es für schicklich gehalten, früher aufzubrechen.

Bald nachdem man sich von der Tafel erhoben, leerten sich die Zimmer.

Mit zu den Letzten, welche sich entfernten, gehörten Roland Porter und Lieutenant von Wilde; ein Gefühl der Eifersucht, dessen er sich schämte und das er doch nicht zu bekämpfen vermochte, hatte letzteren zurückgehalten. Er mochte dem Amerikaner, der Adelheid während des ganzen Abends seine Huldigungen dargebracht hatte, nicht aus den Augen lassen. Erst nachdem dieser sich empfohlen hatte, gelang es ihm, dem jungen Mädchen noch einige Worte zuzuflüstern.

„Adelheid, wann darf ich mit Ihrem Vater sprechen? einen Abend wie den heutigen ertrage ich nicht mehr“, murmelte er, während er sich den Anschein gab, sich abschiednehmend vor ihr zu verbeugen.

„Geduld, Geduld,“ gab sie leise zurück, „der Augenblick wäre nicht gut gewählt, mein Vater muß erst wieder ganz wohl und heiter sein.“

„Und dieser Amerikaner! Er hat Sie heute

völlig in Beschlag genommen. Wird er öfter in Ihrem Hause verkehren?"

„Meine Eltern haben ihn dazu aufgefordert."

„Und Sie sind damit einverstanden?"

„Warum nicht?" fragte sie neckisch, dann aber senkte sich Ihr blaues Auge tief und innig in das seine und wie ein süßer Hauch ging es von ihren Lippen: „Dankmar, vertrauen Sie mir, ich fürchte, es werden uns harte Kämpfe bevorstehen, aber mich soll nichts wankend machen."

Er preßte ihre Hand zwischen der seinigen, er wollte seine Lippen darauf drücken, aber schon war sie entschwunden.

„Ich glaube ihr, ich vertraue ihr unbedingt und dennoch möchte ich endlich Klarheit in unser Verhältniß bringen," murmelte er, während er in seinen Mantel gehüllt durch den Thiergarten der Stadt zu schritt, um seine in der Kochstraße belegene Wohnung zu erreichen. „Die Heimlichkeit ist meiner Natur zuwider und meiner nicht würdig. Was kann Adelheid nur befürchten? Ich dächte der Bankier Christian Nagel könnte an einem Sprossen der Wildes von Wildenberg nichts auszusetzen haben."

Auch Roland Porter führte ein Selbstgespräch, als er bequem in den Wagen zurückgekehrt von der

Nagelschen Villa nach dem Hotel Metropole fuhr. Noch einmal ließ er die Vorgänge des Abends an sich vorübergehen.

„Er hat etwas an mir gesehen, das ihm die Vergangenheit heraufbeschworen und sein Gewissen wach gerüttelt hat," sagte er halblaut, „daher sein Erschrecken, daher sein plötzliches Unwohlsein, daher die Verstörtheit, die er den ganzen Abend nicht zu verbergen vermochte und die sich in der sonderbaren Weise kundgab, mit welcher er mich aufforderte, sein Haus recht häufig zu besuchen, während er mich dabei doch zugleich anstarrte, als flöße ich ihm Angst und Schrecken ein.

„Nun, mein Herr Nagel, ich werde dieser Aufforderung Folge leisten und Sie dabei ein wenig auf die Folterbank spannen, das wäre noch die gelindeste Strafe, die Sie verdient hätten."

„Und die andere, soll ich die über ihn verhängen?" fragte er sich nach einem kurzen Nachdenken. „Mein guter Vater hat mir empfohlen, zu prüfen und Schonung zu üben, wenn sie mir am Platze scheint, und ich muß gestehen, der Mann hat trotz allem keinen üblen Eindruck auf mich gemacht, die Frau, das Haus, alles gefällt mir und die Kinder! Walter ist ein prächtiger Mensch und seine Schwester das schönste, lieblichste

Mädchen, das mir bis jetzt in Deutschland vorgekommen ist."

Er stockte, legte die Hand über die Augen und lachte dann laut auf. „Noch nicht gebannt! Da drängt sich meine Unbekannte aus dem Damen-Coupe wahrhaftig wieder herbei. Sehr zur Unzeit, mein Fräulein, Sie können auch nicht im Entferntesten den Vergleich mit Adelheid Nagel aushalten, obwohl es mir heute ein paarmal scheinen wollte, als hätten die beiden Mädchen irgend eine Aehnlichkeit mit einander.

„Aber welche?"

„Keine, als daß sie mir beide gefallen haben," fuhr er lustig fort, „es scheint, daß ich in Jedem, der mir gefällt, ein Stückchen von der Unbekannten sehe, denn auch Walter hat mich schon an sie erinnert. Nun ist's aber genug. Verschwinde, bleicher Mond, leuchtend ist die Sonne aufgegangen, die Adelheid Nagel heißt.

„Wäre das nicht die beste Lösung aller Wirren?" fragte er sich. „Mein Vater empfahl mir, ein deutsches Mädchen zu freien. Würde ihm diese Schwiegertochter genehm sein?

„Den Kopf kühl und das Pulver trocken," schloß er, als er vor seinem Hotel ausstieg, in englischer Sprache, was bei ihm immer ein Zeichen war, daß

der Verstand wieder die Oberhand gewonnen hatte „ich habe eine Mission und will sie erfüllen.“ — —

In ihrem kleinen reizenden Boudoir mit den zierlichen Rokokomöbeln, den werthvollen Kupferstichen an den hellgrün tapezirten Wänden und der Fülle köstlicher Blumen in Schalen und Kübeln saß in einem einfachen grauen Hauskleide Frau Nagel auf einer kleinen Causeuse. Ihr gegenüber hatte ein älterer Herr in schlichter Kleidung mit glatt gestrichenem grauen Haar, klugen Augen und einem stillen, guten Gesicht auf einem Sessel Platz genommen.

„Nochmals meinen herzlichsten Dank, lieber Herr Mewissen, daß Sie mir ihre Freistunde geopfert haben,“ sagte sie, ihm die schöne weiße Hand reichend. Er führte sie an seine Lippen und antwortete:

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, daß Sie mich gerufen haben. Ich hätte nicht gewagt, von selbst zu kommen und doch sehne ich mich danach, mit Ihnen zu sprechen.“

„Mein Mann hat sehr große Verluste gehabt, wir stehen am Rande des Abgrundes?“ fragte Frau Nagel schnell. „Verhehlen Sie mir nichts. Die schrecklichste Gewißheit ist leichter zu ertragen als der Zustand, in welchem ich mich seit einer Woche befinde.“

„Meine arme gnädige Frau," versetzte der alte Herr bedauernd.

„Es ist also wie ich vermuthe."

„Durchaus nicht," versicherte er lebhaft. „Das Haus Christian Nagel hat niemals besser gestanden als jetzt."

„Sie wollen mich täuschen. Mein Mann hat Ihnen das Wort abgenommen, nichts zu verrathen."

„Ich spreche die lautere Wahrheit." Er hob betheuernd die Hand und fuhr bedächtig, sorgfältig jedes Wort wägend, fort: „Ich will es ja nicht leugnen, Herr Nagel macht oft sehr gewagte Geschäfte; Geschäfte, bei denen mir die Haare zu Berge stehen, aber all mein Abrathen hilft nicht, er läßt sich nicht zurückhalten. Er hat schon mehr als einmal vor dem Ruin gestanden, jedoch immer wieder Rath geschafft, aber jetzt —"

„Ist das nicht mehr möglich," fiel Frau Nagel ein.

„Im Gegentheil, jetzt hat er es nicht nöthig; im letzten Jahre sind alle Spekulationen wunderbar eingeschlagen; Herr Nagel ist jetzt wirklich der reiche Mann, der er sonst nur zu sein geschienen hat."

Sie schüttelte noch immer ungläubig den Kopf. „Ist das wirklich wahr?"

„Auf meine Ehre und Seligkeit."

„Dann verstehe ich sein Wesen um so weniger.“

„Ich ja auch nicht, gnädige Frau, ich auch nicht!“ rief der alte Herr mit kläglicher Miene, „deshalb wollte ich ja so gern mit Ihnen reden.“

„Also Ihnen ist es auch aufgefallen?“ fragte sie, sich halb von ihrem Sitze erhebend und blickte ihn gespannt an.

„Ob es mir aufgefallen ist! Achtzehn Jahre bin ich Buchhalter im Hause Christian Nagel u. Comp. Ich habe viele schwere Zeiten mit durchgemacht, bin auch daran gewöhnt, daß der Herr mancherlei thut und sagt, worauf man sich nicht so recht einen Vers machen kann, aber so wie jetzt habe ich ihn doch noch nicht gesehen.“

„Ganz ebenso ergeht es mir,“ nickte Frau Nagel. „Aber sprechen Sie zuerst, wie äußert sich das im Geschäft?“

„Der Herr ist von einer beängstigenden Hast und Unruhe und dabei so niedergeschlagen, wie ich ihn nicht gesehen habe, auch wenn alles auf dem Spiele stand. Es ist, als hätte ihn plötzlich alles Selbstvertrauen verlassen. Das sicherste Geschäft scheint ihm jetzt zu gewagt, er weist es ab und sagt, er dürfe seine Kapitalien nicht hineinstecken.“

„Ganz ähnliche Erscheinungen wie im Hause,“

seufzte Frau Nagel. „Er legt jetzt eine Sparsamkeit an den Tag —“

„Die nach meinem Dafürhalten eben so wenig geboten ist wie seine Vorsicht und Aengstlichkeit im Geschäft,“ fiel der Buchhalter ein. „Ich habe ihm sämmtliche Bücher in das Privatcomptoir bringen lassen müssen, und da sitzt er allein bei verschlossenen Thüren und rechnet, als stünde er vor dem Bankerott und müsse sich vor der Behörde rechtfertigen.“

„Wie erklären Sie sich denn das, lieber Mewissen?“ fragte Frau Nagel.

„Ich kann es mir eben nicht erklären!“ seufzte der alte Herr, in seinen Mienen lag aber eine gewisse Zurückhaltnng, als wage er doch nicht, alles zu sagen, was er denke.

Frau Nagel bemerkte das nicht; sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte nachdenklich vor sich nieder. Erst nach einigen Minuten des Stillschweigens begann sie.

„Sie sagen mir nichts Neues über die Geschäftsführung meines Mannes. Ich habe nie an die Solidität des mich umgebenden Reichthums geglaubt, aber ich mußte mir den Anschein geben, als ob ich es thue, nicht nur der Welt gegenüber, sondern auch um Nagels willen. Er erschien mir gewissermaßen wie ein Mond-

süchtiger, der, wenn man ihn anruft, von der schwindelnden Höhe, auf der er wandelt, herabstürzt."

„Sehr, sehr richtig," murmelte Mewissen mit zustimmendem Kopfnicken.

„Indem ich ihm unbedingtes Vertrauen zeigte, stärkte ich sein Selbstvertrauen," fuhr sie fort, „und da ein Jahr nach dem anderen verging, ohne daß die Befürchtungen, welche ich hegte und die, welche er in düsteren Stunden gegen mich laut werden ließ —"

„Also auch gegen Sie?" unterbrach sie der Buchhalter.

Sie nickte und fuhr fort: „Nicht eintrafen, so gewöhnte ich mich doch daran, sie als Ausgeburten einer krankhaften Phantasie zu betrachten und sie ihm auszureden."

„Gelang Ihnen das?" fragte der Buchhalter schnell.

„Zuweilen mehr, zuweilen weniger, aber so gänzlich jedem vernünftigen Zureden unzugänglich wie in den letzten acht Tagen habe ich ihn doch noch nie gefunden. Deshalb glaubte ich, wir stünden vor dem Ruin und wollte mir von Ihnen Klarheit holen."

„Ich versichere nochmals, gnädige Frau, daß auf dieser Seite kein Grund zur Beunruhigung liegt."

„Aber was ist denn nur sonst?" fragte sie, die Hände ringend. „Sollte es doch nur körperlich sein?"

„Herr Nagel sieht nicht gut aus, trotzdem scheint er mir nicht krank.“

„Sie haben vielleicht gehört, daß er bei unserem ersten Empfangsabend einen Ohnmachtsanfall hatte?“

Mewissen machte eine zustimmende Bewegung.

„Das Unwohlsein ging sehr schnell vorüber, dennoch ließ ich am anderen Tage unseren Hausarzt kommen. Mein Mann war aufgebracht darüber und versicherte, ihm fehle gar nichts; auch der Medizinalrath sagte, die Sache habe gar nichts auf sich, ist seitdem auch nicht wieder gekommen, dennoch schreibt sich von jenem Empfangsabend die Veränderung her.“

„Und Sie wissen nicht, was den Anfall verursacht haben könne?“ fragte der Buchhalter.

„Die Hitze, schwerer Wein, schwere Cigarren,“ sagte Frau Nagel achselzuckend. „Er kam ganz munter aus dem Spielzimmer und als meine Tochter im Salon ihm einen bei uns eingeführten jungen Amerikaner vorstellen wollte, wankte er.

„Sollte der junge Mann —“

Frau Nagel unterbrach ich lachend: „Sie wollen doch nicht sagen: die Ohnmacht veranlaßt haben? Kein Mensch kann weniger geeignet sein, dem Andern einen Schreck einzuflößen als Roland Porter. Ich habe sonst keine Vorliebe für Amerikaner, aber bei

diesem mache ich eine Ausnahme. Er ist der frischeste, liebenswürdigste Gesell, der mir je vorgekommen. Um meinen Mann zu zerstreuen habe ich ihn zu Tische eingeladen, aber die Gegenwart von Gästen scheint seine Unruhe zu vermehren. Er hat mir gesagt, wir müßten unsern Verkehr beschränken, wie könnten das möglicherweise bald nicht mehr bestreiten —"

„Unsinn!" fiel hier der Buchhalter mehr wahr als höflich ein.

„Ich bin ja dergleichen Zwischenfälle bei ihm gewöhnt," seufzte Frau, „aber jetzt ist es doch anders als sonst. Ich will mir ohne sein Wissen den Medizinalrath kommen lassen, er soll ihn beobachten —"

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich glaube nicht, daß der Arzt Herrn Nagel helfen kann; die Krankheit, wenn eine solche vorhanden ist, hat ihren Sitz schwerlich im Körper."

„Wo denn?" fragte sie betroffen aufschauend. „Sie sagen das so eigen. Was meinen Sie?"

Der alte Herr rückte verlegen auf seinen Stuhl hin und her und entgegenete dann leise und zögernd. „Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß in Herrn Nagels Vorleben vielleicht ein Geheimniß verborgen liegt?"

Sie fuhr auf und streckte erschrocken die Hände

empor. „Um Gotteswillen! Sie wollen doch nicht sagen, mein Mann könne ein Verbrechen begangen haben!“

„O nicht doch, nicht doch,“ erwiderte er mit gutmüthigem Lächeln, ein solches würde ich Herrn Nagel niemals zutrauen. „Aber irgend eine traurige Begebenheit aus der Jugend, ein unglücklicher Zufall, das Schicksal eines Freundes, das mit in sein Leben eingewirkt hat.“

„Und Sie meinen diese Jugenderinnerung habe jetzt wieder in irgend einer Weise greifbare Gestalt angenommen?“

„Wer kann das wissen?“ entgegnete der alte Herr achselzuckend; „es ist ja alles nur Vermuthung, wahrscheinlich bin ich mit der meinigen auf ganz falscher Fährte.“

Frau Nagel antwortete auf die letztere Bemerkung nicht, der Buchhalter schien sie nur gemacht zu haben, um sie über die von ihm geäußerte Vermuthung nicht allzu sehr beunruhigen, letztere war aber offenbar das Ergebniß langjähriger Beobachtungen, und sie wunderte sich jetzt darüber, daß sie ihr nicht nachgekommen war.

Nachdem der alte Herr sie verlassen hatte, saß sie noch lange und sann darüber nach.

Das ungleiche, schwankende Wesen ihres Mannes,

in das sie sich anfänglich so schwer geschickt hatte und durch das, nachdem sie dies gelernt, sie vermöge ihrer vornehmen, gelassenen Haltung oftmals ein Uebergewicht über ihn erlangt hatte, erschien ihr jetzt in einem neuen Lichte. Bisher hatte sie das Verhalten ihres Gatten zumeist auf die Handlungsweise seines Schwiegervaters zurückgeführt, durch welche seinem Geschäfte die feste Grundlage entzogen worden und er zu halsbrecherischen Unternehmungen verleitet worden war. Nun war es ihr als sei eine Binde von ihren Augen genommen. Rückwärts blickend, entsann sie sich einer Menge von kleineren und größeren Vorfällen, welche die Vermuthung des Buchhalters zu bestätigen schienen.

„Ist es nicht unnatürlich, daß er, der Kaufmann, dessen Unternehmungen sich beinahe auf alle Erdtheile ausdehnten, allen Amerikanern geflissentlich aus dem Wege ging und Keinem sein gastliches Haus öffnete?" fragte sie sich. „Ist es nicht vielleicht mehr als ein Zufall, daß ihn beim Anblick des ersten Amerikaners, der nun doch bei uns eingeführt worden, ein Ohnmacht anwandelte?"

Sie erinnerte sich nun auch wie eigenthümlich fieberhaft erregt ihr Gatte gewesen war als sie ihn mit der kleinen Mittagsgesellschaft, zu welcher auch Roland Porter gehörte überrascht hatte, und wie ge-

flissentlich er sich bemüht, von dem jungen Amerikaner den Mädchennamen seiner Mutter zu erfahren.

Und der sonst so offene, mittheilsame Porter hatte sich der Beantwortung dieser Frage immer mit bewunderswürdiger Gewandtheit zu entziehen gewußt. Lag darin eine Absicht? Hing dieser Amerikaner mit dem Geheimniß zusammen?“

Sie führte die Hand an die Stirn.

„Fange ich schon an, ebenfalls Schreckbilder zu sehen?“ seufzte sie. „Lasse ich auch die Phantasie die Herrschaft über mich erlangen? Sehe ich Gespenster?“

Mit einem festen Entschlusse richtete sie sich auf.

„So wie bisher darf es nicht fortgehen; ich muß Klarheit haben. Noch heute will ich ernsthaft mit Christian reden, das bin ich ihm und mir, das bin ich unseren Kindern schuldig. Hat er ein Geheimniß, so soll er es mir anvertrauen. Fallen die Folgen davon auf unser Haupt, so will ich wenigstens nicht unvorbereitet davon getroffen werden, so will ich erwägen können ob sich nichts zu deren Abwendung thun läßt.“

Und sie führte diesen Entschluß aus.

Das Mittagsmahl im Nagelschen Hause war wieder in einer recht gedrückten Stimmung eingenommen worden. Der Hausherr hatte düster vor sich hingebrütet, die Speisen kaum berührt und sich

noch ehe der Nachtisch aufgetragen war mit dem Bemerken erhoben, man möge ihm den Kaffee in sein Zimmer schicken.

Er befand sich erst kurze Zeit darin als sich die Thür öffnete und seine Frau erschien. Sie trug ein silbernes Brett, auf welchem sich ein kleines Kaffeeservice mit zwei Tassen befand und sagte, indem sie es auf den Tisch setzte: „Ich bringe Dir Deinen Kaffee, Christian, und will den meinigen in Deiner Gesellschaft trinken."

Der Bankier, der, den Kopf in die Hand gestützt, in einer Ecke des Sophas saß, fuhr bei dieser unerwarteten Anrede erschrocken auf und starrte seine Frau wie geistesabwesend an. Sich mühsam aufraffend entgegnete er dann mit erzwungener Freundlichkeit: „Du hättest Dich nicht bemühen sollen, ich bin wirklich keine angenehme Gesellschaft."

„So will ich versuchen, sie für Dich zu sein," antwortete sie, indem sie die Tassen füllte und dann neben ihm Platz nahm. „Christian, begann sie nach einigen Minuten, während welchen er schweigend an der Tasse genippt und sie dann wieder auf den Tisch gestellt hatte, „ich ertrage das nicht länger; Du mußt mir endlich Rede stehen."

„Worüber?" fragte er, bemüht in seinen Ton

Unbefangenheit und Verwunderung zu legen."

„Du glaubst ja selbst nicht daran, daß Du mich auf diese Weise täuschen kannst. Ich lasse mich nicht abweisen, was fehlt Dir?" Sie ergriff seine Hand und sah ihm lang und forschend in das bleiche Gesicht, das in wenigen Tagen eine Anzahl tiefer Linien, die sie sonst nicht darin bemerkt, erhalten hatte.

„Ich begreife nicht, was Du von mir willst," sagte er sich abwendend; „in wie fern bin ich anders als sonst?"

„An wechselnde Stimmungen bin ich allerdings bei Dir gewöhnt —"

„Das kann nicht anders sein," unterbrach er sie heftig, fast rauh, „ein Geschäft wie das meinige bringt Sorgen, Aufregungen, da kann man nicht immer gleichmäßig sein."

„Das habe ich eingesehen", erwiderte sie ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. „Aber so wie jetzt bist Du noch nie gewesen. Christian, ich lasse mich nicht abweisen, ich muß erfahren, was mit Dir vorgegangen ist."

„Du bist im Irrthum, Marie, es ist nichts. Vielleicht ein körperliches Unbehagen." Er stand auf und machte einen Gang durch das Zimmer. Sie folgte ihm und legte ihren Arm in den seinigen.

„Ich habe derartiges gefürchtet,“ redete sie leise auf ihn ein. „Mit jener Ohnmacht an unserem Empfangsabend begann es, seitdem bist Du nicht mehr derselbe Mann —“

„Thorheit, Einbildung,“ warf er sichtlich gepeinigt dazwischen, sie ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr fort: „Unser alter Medizinalrath nimmt die Sache zu leicht, wir sollten eine Autorität zu Rathe ziehen.“

Er machte sich ungestüm von ihr los. „Warum nicht gar, ich bin ganz gesund, und damit die Quälerei ein Ende hat, so magst Du es wissen: es steht ein großer Theil meines Vermögens auf dem Spiel.“

„Du fürchtest das Fehlschlagen einer von Dir gemachten Spekulation?“ fragte sie und betrachtete ihn verstohlen mit großer Aufmerksamkeit.

„Ja,“ antwortete er, blickte aber dabei scheu zu Boden.

„Christian!“ ihre Stimme klang zugleich zärtlich und vorwurfsvoll, „warum sagst Du mir die Unwahrheit? Du hast jetzt nicht das Fehlschlagen einer Spekulation zu befürchten, Deine finanzielle Lage war nie besser als gegenwärtig.“

Er blieb stehen und sah sie betroffen an. „Woher weißt Du das?“ fragte er und als sie schwieg,

fuhr er unmuthig und doch mit einem leisen Lachen fort: „Hast Du einmal wieder mit Mewissen die Köpfe zusammengesteckt.“

„Ja, das habe ich,“ entgegnete sie freimüthig. „Ich bat in meiner Unruhe den alten guten Mann zu mir zu kommen und er hat mir versichert, daß die Geschäftslage keinen Anlaß zu Besorgnissen giebt.“

Nagel stöhnte tief auf.

„Auch er klagt aber über Dein eigenthümlich verändertes Wesen, auch ihm ist es unerklärlich.“

„Marie, ich bitte Dich, laß ab von mir, quäle mich nicht!“ schrie der geängstigte Mann. „Ich stehe ohnehin am Rande der Verzweiflung.“

„Wodurch?“

„Was weißt Du, was weiß Mewissen von meiner finanziellen Lage. Vor mir gähnt ein Abgrund!“ Er rang die Hände.

„So hast Du Spekulationen gemacht, von denen Mewissen nichts erfahren hat?“

„Nein, nein. Laß mich, laß mich. Geh.“ Er deutete nach der Thüre und warf sich, das Gesicht gegen die Kissen drückend, in das Sopha.

Frau Nagel ging nicht; sie war entschlossen, ihren Mann zum Reden zu bringen. Dicht an ihn herantretend legte sie die Hand auf seine Schulter und

sagte halblaut: „Christian, man sollte meinen, in Deiner Vergangenheit liege ein Geheimniß —“

Er sprang auf. Sein Gesicht hatte eine grünbleiche Farbe angenommen, sein Auge rollte wild, er rang nach Athem. Erschrocken wich seine Frau einen Schritt zurück.

„Wie so weißt Du das?“ keuchte er. „Hat er es Dir gesagt? Erzählt man es sich bereits in der Stadt, an der Börse?“

„Was? Was?“ fragte sie.

Er hörte nicht darauf, sondern redete heftig gestikulirend weiter: „Mein Ruin, meine Schande ist also schon bekannt. O warum zögerte ich auch so lange, ich wußte ja beim ersten Blick auf ihn, nein, schon als ich den Ton seiner Stimme hörte, wen ich vor mir habe.“

„Von wem sprichst Du?“ fragte seine Frau und die ihr aufgestiegene Ahnung ward fast zur Gewißheit.

Nagel lächelte bitter. „Stelle Dich nicht so; Du weißt es, Ihr wißt es Alle. O Gott, mein Gott, es ist ein hartes Strafgericht, daß ich entehrt, gebrandmarkt da stehen muß vor meiner Frau, vor meinen Kindern, vor der ganzen Welt!“

Er sank in sich zusammen und seine Frau stützte sich mit beiden Händen auf die Lehne eines Sessels

War der Mann, mit dem sie jetzt bald fünfundzwanzig Jahre in friedlicher Ehe gelebt, war der Vater ihrer Kinder ein Mörder oder Dieb? War der Name, den sie trug verfehmt und gebrandmarkt? Das Entsetzen packte sie, und dann kehrte doch wieder ihr Glaube zurück. Hatte sie nicht im Laufe der Jahre viele Sonderbarkeiten ihres Gatten erfahren? Wußte sie nicht, wie er zu übertreiben vermochte, wenn der finstere Geist ihn packte? Es war gewiß auch jetzt nicht so schlimm, wie er es darstellte.

„Christian," bat sie, „komm zu Dir, besinne Dich. Selbst Deinem eigenen Bekenntniß glaube ich es nicht, daß Du ein Verbrecher bist. Du kannst keinen Mord auf dem Gewissen haben."

„Einen Mord? Wer zeiht mich dessen?" fragte er auffahrend.

„Niemand, niemand!" versicherte sie, „Deine wilden Worte —"

„Selbst wenn Falkner untergegangen wäre, könnte man mich nicht Mörder nennen," murmelte er, ohne auf ihre Worte zu richten. „Aber er ist nicht untergegangen, er hat einen Sohn —"

„Roland Porter!" rief sie.

Er nickte.

„Sein Anblick rief Dir das Bild eines Andern

in's Gedächtniß. Daher Deine Ohnmacht, als er Dir plötzlich in den Weg trat? Daher Dein verstörtes Wesen seit jenem Abend."

„Es ist so, es ist so!" stöhnte er. „Also er hat es Dir gesagt."

„Nichts hat er gesagt, niemand weiß etwas, ich sprach nur eine Vermuthung aus, die ich mir aus Deinen Aeußerungen kombinirt hatte," versetzte sie und nahm wieder neben ihm Platz. „Christian, besinne Dich, ermanne Dich, plagst Du Dich nicht wieder mit Hirngespinsten?"

Er schüttelte den Kopf, verharrte aber in dumpfem Schweigen.

„Roland's Mutter ist eine Deutsche, glaubst Du sie vielleicht früher gekannt zu haben?"

Er lachte laut und höhnisch auf. „Meinst Du, es handele sich um ein Liebesabenteuer aus meinen Jugendtagen? Ich sage Dir, sein Vater war ein Deutscher, er hieß Heinrich Falkner, ich habe eine Schuld gegen ihn und der Sohn ist gekommen, um mich zur Rechenschaft zu ziehen —"

„Christian!" unwillkürlich rückte sie etwas von ihm ab.

„Fürchte Dich nicht," sagte er matt und mit einer Ruhe, die seltsam gegen die Erregung abstach,

in der er sich noch vor wenigen Momenten befunden; „diese Hand ist rein von Blut, ich habe auch nicht gestohlen und bin kein Fälscher und Betrüger im gewöhnlichen Sinne des Wortes und dennoch —“

„Dennoch?“ fragte sie mit bebender Stimme, da er inne hielt.

„Dennoch habe ich einem Andern sein Eigenthum vorenthalten, habe damit geschaltet, als ob es das meinige wäre, hatte mich daran gewöhnt, es als meinen Besitz zu betrachten, wehrte und sträubte mich dagegen, es herauszugeben, sann, wie ich dieser Nothwendigkeit entgehen könne. Das war der Kampf, der mich seit acht Tagen geschüttelt hat. Er ist jetzt vorbei, ich habe mich, wie Du mir zuriefest, ermannt und besonnen. Ich werde die alte Schuld zahlen, wenn uns dann auch wenig oder nichts übrig bleibt!“

Das Ehepaar schien jetzt die Rollen getauscht zu haben.

Der Bankier hatte sich aufgerichtet, aus seinem Gesichte leuchtete Muth und Entschlossenheit, seine Frau dagegen schaute mit angstvollen, verstörten Blicken zu ihm auf.

„Was willst Du thun?“ fragte sie.

„Ich sage es Dir ja, eine alte Schuld tilgen,

meine Seele endlich von einer Last befreien, die sie viele Jahre gedrückt hat," antwortete er mit Würde.

„Ich verstehe Dich nicht."

„Um das zu können, müßtest Du eine Episode aus meiner Jugend erfahren, es ist eine längere Geschichte, willst Du sie hören?"

„Gewiß," erwiderte sie.

„So sorge, daß wir nicht gestört werden."

Sie klingelte nach dem Diener, befahl ihm, das Kaffeegeschirr wegzuräumen und ihrer Tochter zu sagen, sie möge mit dem Bruder in's Konzert fahren, sie beabsichtige bei dem Vater zu bleiben. Als sie sich mit ihrem Gatten allein sah, bedeckte sie die auf dem Sophatische brennende Lampe mit einem Schirme, so daß nur ein gedämpftes Licht im Zimmer herrschte, rückte die Kissen auf dem Divan zurecht, schob das Tischchen mit den Rauchutensilien in den Bereich seiner Hand und fragte: „Willst Du nicht eine Cigarre anzünden?"

„Nein," sagte er und machte eine abwehrende Bewegung, „sie würde mir im Laufe der Erzählung doch immer ausgehen."

Er schwieg noch einige Minuten, blickte seine Gedanken sammelnd unverwandt auf den Teppich und begann dann:

„Du weißt, daß ich aus dem Hessischen stamme und es ist Dir auch nicht unbekannt, daß ich, ehe ich mich hier in Berlin niederließ, ein paar Jahre lang ein Bankgeschäft in Frankfurt a. M. betrieben habe."

„Du hast mir das flüchtig erzählt, da es mir aber schien, als sprächest Du von jener Zeit nicht gern, berührte ich sie nur selten," erwiderte sie.

„Ganz recht, ich sprach nicht gern davon," bestätigte er, „und was ich Dir nie erzählt habe und wovon überhaupt hier wohl Niemand Kenntniß hat, ist, daß ich zu dem Geschäft in Frankfurt a. M. noch einen Theilnehmer besaß, Heinrich Falkner.

„Wir hatten Beide ein paar Jahre auf dem Rothschild'schen Comptoir gearbeitet und uns Jeder eine mäßige Summe erspart, auch besaßen wir Beide ein kleines Vermögen von unsern Eltern. Damit begründeten wir auf eigene Rechnung ein Bankgeschäft, aber es wollte nicht recht damit gehen. Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit war der größere Theil unseres Einlagecapitals verloren und wir sahen uns außer Stande, das Geschäft weiter zu führen.

„Falkner machte mir den Vorschlag, wir wollten mit dem Rest unserer Habe nach Amerika gehen. Ich hatte keine rechte Lust dazu, glaubte auch hier in Deutschland eine Aussicht zu haben, von der ich ihm

jedoch nichts sagte und ging nur scheinbar auf den Plan ein. Auf mein Glück im Karten- und Würfelspiel bauend, rückte ich eines Tages halb im Scherz mit folgendem Ansinnen heraus: Das Capital, was wir noch unser nannten, war viel zu klein, um damit wieder ein Bankgeschäft anzufangen, es war jedoch groß genug, daß einer von uns sich damit an einem anderen Platze, Hamburg oder Berlin, als Agent und Commissionär niederlassen könne. Wir wollten nun darum würfeln. Der Verlierende bekomme das Reisegeld nach Amerika und noch etliche Hundert Thaler, um dort vor der ersten Noth geschützt zu sein, der Gewinnende behalte das sich auf zehntausend Gulden belaufende Capital zur Verfügung. Der Andere bleibe aber stiller Theilnehmer des Geschäftes. Sein Gewinnantheil werde ihm alljährlich gut geschrieben und mit Zins auf Zins berechnet."

„Ist es möglich, daß Jemand auf einen solchen Vorschlag einging?" rief Frau Nagel verwundert.

„Wir waren jung und hatten nicht viel zu verlieren," antwortete ihr Gatte, „zudem besaß Falkner in seinem Wesen etwas Phantastisches und einen fatalistischen Zug. Er gab meinem Vorschlag Gehör, wir setzten vorläufig mit Auslassung der Namen den Contract auf, in welchem der Zurückbleibende sich ver-

pflichtete, das für den Andern erworbene Capital diesem jederzeit auszuzahlen, gleichviel nach wie vielen Jahren er oder seine Erben sich melden würden."

„Und wenn das Geld verloren ging?" fragte Frau Nagel.

„So setzten wir voraus, daß es wieder erworben würde; so lange der Zurückbleibende sich im Besitz von Geldmitteln befände, sollte er zur Zahlung verpflichtet sein," erklärte der Bankier und erzählte weiter. „Wir würfelten, mein Glück blieb mir treu, Falkner verlor, und schiffte sich, den wunderlichen Contract und seine geringe Baarschaft in der Tasche, bald darauf nach Amerika ein; ich verließ Frankfurt, machte mich in Berlin ansässig und verheirathete mich nach kaum Jahresfrist mit meiner verstorbenen Frau, die ich schon früher in Wiesbaden kennen gelernt hatte.

„Die Heirath war nicht nach dem Sinne des Vaters meiner Frau, der für das hübsche, gebildete und reiche Mädchen eine andere Partie gewünscht hatte als einen vermögenslosen Kaufmann, dem sein Geld erst aufhelfen sollte. Indeß er söhnte sich damit aus, als er sah, wie glücklich seine Tochter war, sowie daß ich mein Geschäft ordentlich zu führen verstand und daß es einen bedeutenden Aufschwung nahm. Um so heftiger kam der alte Groll zum Ausbruch als ich

mich nach dem Tode der armen Bertha zum zweiten Mal verheirathete. Er machte mir zum Vorwurf, ich hätte seine Tochter nicht tief genug betrauert, weil ich sie nicht geliebt, weil ich sie nur um ihres Geldes willen geheirathet hatte. Die Beschuldigung war in dieser Ausdehnung ungerecht, und dennoch empfand ich in meinem Innern, daß sie nicht ganz unbegründet sei. Erst als ich Dich kennen lernte, Marie, wußte ich wirklich was Liebe sei."

Frau Nagel erröthete wie eine junge Braut als ihr Gatte ihr mit leiser Stimme dieses Geständniß machte; sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und er drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

In seiner Erzählung fortfahrend, sagte er dann: „Ich brauche bei den Feindseligkeiten meines Schwiegervaters nicht zu verweilen, Du kennst sie hinlänglich, sie haben tiefe Schatten auf die ersten Jahre unserer Ehe geworfen und wir leiden noch heute unter ihren Folgen. Jene Maßnahmen machten mich aus einem zwar wagemuthigen, aber doch soliden Geschäftsmann zum tollkühnen Spekulanten. Ich wollte der Welt beweisen, daß ich weder des Geldes, noch des Credites meines Schwiegervaters bedurfte, daß ich aus eigenen Kräften zu Reichthum gelangen konnte — zu dem

Reichthum, den ich haben wollte und mußte, um meinem Kleinod die ihm gebührende Fassung zu geben."

Frau Nagel schlug beschämt die Augen nieder. Sie machte sich doch jetzt Vorwürfe, alles so unbekümmert hingenommen, nicht selten noch Ansprüche erhoben zu haben.

„Ich gewann große Summen und verlor sie auch wieder," erzählte Nagel weiter, „mehr als einmal stand ich dicht vor dem Ruin, doch weit öfter noch operirte ich mit großem Glück. Du hattest das volle Recht, mich für einen reichen Mann zu halten, nur ahntest Du nicht, daß es Jemand gab, dem die Hälfte von Allem, was ich erwarb, gehörte, und bald noch mehr, viel mehr, wie viel vermochte ich selbst nicht recht anzugeben.

„In den ersten zehn Jahren nach Falkner's Weggang habe ich sein Conto ganz gewissenhaft geführt, immer des Tages gewärtig, wo er vor mich hintreten und das mir anvertraute Gut zurückverlangen würde. Aber er kam nicht, nie gelangte eine Kunde von ihm zu mir, alle Nachforschungen, die ich anstellte, waren erfolglos. Ich gewöhnte mich allmählich daran, ihn für todt zu halten, sein Vermögen als das meinige anzusehen. Das Auf- und Niederwogen in meinen finanziellen Verhältnissen machte die gesonderte Ver-

waltung seines Antheils immer schwieriger, ich gab sie auf, konnte bald nicht mehr bestimmen, was Falkner und was mir gehörte und tröstete mich mit dem Gedanken, daß er nicht mehr am Leben sein könne, weil er sonst sicher von sich hören gelassen ~~haben würde~~. Und dann schreckte mich doch wieder die Vorstellung auf: Wenn Falkner jetzt käme und auf die Erfüllung des mit ihm geschlossenen Contractes bestünde, so wärest Du zu Grunde gerichtet! Es gab Stunden und Tage, wo mich dieser Gedanke fast zum Wahnsinn trieb."

„Das waren die Zeiten, wo Du uns Allen ein Räthsel wurdest, wo Du, der Gütige, Freigebige, uns den bescheidensten Wunsch versagen, Dich selbst grausam kasteien konntest!" rief Frau Nagel.

„Das waren sie, und sie traten am häufigsten dann ein, wenn man mich wegen eines besonders einträglichen Geschäftes beglückwünschte, denn ich wußte, ich hatte für Falkner gearbeitet, seine Forderung an mich hatte sich dadurch wieder bedeutend erhöht!" seufzte der Bankier. „Doch, ich schob die Besorgnisse immer wieder von mir, hatte ich früher nach Falkner geforscht, so wollte ich jetzt nichts von ihm erfahren. Meine Scheu, meine Feigheit ging so weit, daß ich geflissentlich den Verkehr mit Amerikanern mied — und nun muß der Erste, zu dessen Gunsten ich halb

widerwillig eine Ausnahme machte, Heinrich Falkner's Sohn sein!"

Er schwieg und lehnte sich erschöpft zurück.

„Wer sagt Dir das?" fragte seine Frau.

„Sein Gesicht, seine Stimme. Er ist das verjüngte Ebenbild seines Vaters, nur frischer und praktischer erscheint er mir als jener war."

„Aber er heißt Porter."

„Dieser Widerspruch bleibt noch aufzuklären, wenn er sich nicht absichtlich unter falschem Namen bei uns eingeführt hat."

„Du glaubst, er weiß!" rief Frau Nagel erschrocken.

„Und Du nimmst wirklich an, daß hier ein Zufall gewaltet habe?" entgegnete der Bankier mit traurigem Lächeln. „Der junge Mann ist völlig zielbewußt in unser Haus gekommen; er hat den Contract, den ich mit seinem Vater geschlossen, bei sich und wird ihn mir eines Tages vorlegen. Aber er mochte nicht geraden Weges zu mir in's Comptoir kommen und ihn mir bringen, er wollte erst sondiren, uns kennen lernen, sehen, was von uns zu erwarten war."

„Ich denke noch immer, daß Du in einer Täuschung befangen bist."

„Nein, ich weiß ganz genau, daß ich mich nicht

irre. Wäre selbst nicht die große Aehnlichkeit vorhanden, so sehe ich doch die Bestätigung in jedem Blicke, den Roland Porter auf mich richtet, höre sie aus vielen seiner Reden, die Euch harmlos klingen, deren versteckten Sinn ich aber sehr wohl verstehe. Der Mensch spielt mit mir wie die Katze mit der Maus."

„Zugegeben, daß Roland Porter der ist, für welchen Du ihn hältst, kann ich doch nicht annehmen, daß er in feindlicher Absicht gekommen ist," begann Frau Nagel nach längerem Schweigen wieder. „Man genießt doch nicht die Gastfreundschaft einer Familie, die man verderben will."

„Er hält seine Absichten wohl gar nicht für feindlich, kommt er doch nur, eine alte Schuld einzukassiren," erwiderte der Bankier, „wie ich sie begleiche ist meine Sache, vielleicht glaubt er auch, daß ich ihm nur einen kleinen Theil meines Reichthums zu opfern habe."

„Dem ist nicht so?" fragte sie und die Angst und Spannung bebte in ihrer Stimme.

Nagel sprang vom Sopha empor, er riß sich den Rock auf und lockerte die Halsbinde als ob ihm alles zu eng würde, machte einen raschen Gang durch das Zimmer und blieb dann schwer athmend vor seiner Frau stehen.

„Marie, ich habe während dieser unglücklichen acht Tage gerechnet und gerechnet, bis mein armer Kopf schmerzte zum Zerspringen, bis das Herz im Leibe sich mir umgedreht hat vor Weh. Wenn ich Falkner oder Porter alles herauszahle, was ihm laut Kontrakt zukommt, so kann ich mein Geschäft nicht weiter führen, so bleibt uns kaum so viel, daß wir in einem kleinen, weltvergessenen Ort ein bescheidenes, weltvergessenes Dasein fristen können."

Frau Nagel stieß einen Schrei aus. So schlimm hatte sie sich die Lage doch nicht gedacht. „Aber Du brauchst ihm nicht alles zu geben," sagte sie dann sich an eine Hoffnung klammernd.

„Doch, er kann Einsicht in die Bücher verlangen, er kann möglicherweise sogar noch mehr fordern, denn ich habe Falkners Konto seit vielen Jahren nicht ordnungsmäßig geführt."

„Er kann nicht so grausam sein, uns in Armuth und Elend zu stoßen!" rief sie immer heftiger werdend. „Es ist ungerecht, eine so große Summe einheimsen zu wollen, für die man nicht gearbeitet hat, einem Andern die Früchte jahrelanger Mühen und Sorgen wegzunehmen!"

Nagel antwortete nur durch einen tiefen Seufzer.

„Wenn er mit seinen Forderungen an Dich herantritt, so mußt Du ihm das vorstellen.“

„Es würde nichts helfen und ich gebe mir nur eine furchtbare Blöße,“ seufzte der Bankier.

„Du hast noch Hilfsquellen. Sprich mit Walter. Er hat ein so großes Vermögen und braucht verhältnißmäßig so wenig davon.“

Nagel blickte düster vor sich nieder; das Geständniß, was er seiner Frau jetzt zu machen hatte, ward ihm sehr schwer, endlich sagte er gepreßt: „Walter kann mir nicht helfen. Alles Geld, über das er verfügen darf, hat er mir schon lange ins Geschäft gegeben. Es ist mit verloren, wenn ich Porters Forderung voll befriedigen muß.“

Sie rang die Hände. „Meine armen, armen Kinder! Aber wir quälen uns unnöthig,“ tröstete sie sich wieder, „Porter hat gar nichts mit Deinem Falkner zu thun. Er wird abreisen, ohne mit seiner Forderung hervorgetreten zu sein.“

„Und Du glaubst, ich könne noch Wochen und Monate unter diesem Schwerte leben!“ rief er heftig, „Du meinst, ich könne in meinem Comptoir, an der Börse verkehren, hier in meinem Hause Gäste empfangen, ohne daß man mir die Angst und Pein vom Gesicht läse. Man thut es jetzt schon, man zischelt, man

raunt sich allerlei Vermuthungen zu. Nein Marie, der Zustand muß aufhören, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll!"

„Was willst Du thun?"

„Porter zum Sprechen bringen."

„Und wenn es ist, wie Du annimmst?"

„Dann — dann —." Er warf sich auf einen Stuhl und stöhnte laut.

„Arme Adelheid, arme Marianne, ich hatte es für Euch so ganz anders im Sinne. Ich hoffte, Ihr solltet mir Schwiegersöhne zuführen, die es sich zur Ehre anrechneten, Theilnehmer des Hauses Christian Nagel zu sein, es zu erhöhterer Bedeutung zu bringen. Alles vorbei! Marianne wird ihre Jugend bei meiner kränkelnden, launenhaften Schwester vertrauern müssen, und Adelheid — Adelheid, wiederholte Frau Nagel und in ihren Augen blitzte es, als steige ihr ein erlösender Gedanke auf — Adelheid wird uns aus allen diesen Wirren befreien."

„Wie meinst Du das? fragte er verwundert.

Frau Nagel hatte jetzt wieder jenes Lächeln der Ueberlegenheit, das sie ihrem Manne nach Anfällen seiner Muthlosigkeit zu zeigen pflegte. „Wenn Porter in unserem Hause war, sahest Du ihn nur darauf an, ob er der Sohn Deines Heinrich Falkner sei und

hattest kein Auge für andere Vorgänge; ich habe mehr beobachtet.

„Was?"

„Das große Interesse, das Adelheid ihm einflößt, den tiefen Eindruck, den sie vom ersten Augenblick, wo er sie gesehen, auf ihn gemacht hat. Wenn Du in ihm den gewünschten Schwiegersohn fändest?"

„Marie!" Er rief es mit weit geöffneten Augen, mit gefalteten Händen und einem Aufathmen, als löse sich eine schwere Last von seiner Brust. „Wenn das möglich wäre!"

„Porter hat fallen lassen, er sei vielleicht nicht abgeneigt, ganz in Deutschland zu bleiben", fuhr Frau Nagel fort und nahm wieder neben ihrem Mann Platz, dessen Hand in der ihrigen haltend.

„Wenn er Adelheid heirathete und in Dein Geschäft träte. —"

„Auf diese Weise würde ich alles ordnen", unterbrach sie Nagel, in dem jetzt der optimistische Spekulant wieder die Oberhand gewann, „er würde mich nicht drängen, die Sache bliebe unter uns."

„Gewiß, gewiß," bestätigte sie.

Schon beschlichen ihn aber wieder Zweifel.

„Du täuschest Dich; Porter wird nicht wollen."

„Traue doch meinem Scharfblick. Ich weiß, was ich gesehen habe."

„Und Adelheid?"

Unwillkürlich drückte Frau Nagel die Hand auf das Herz. Es krampfte sich zusammen bei dem Gedanken, welches Opfer sie der geliebten Tochter zumuthen müsse. So unzufrieden sie sich mit Adelheids Neigung zu Wilde gezeigt, so aussichtslos sie es ihr dargestellt, je die Einwilligung des Vaters zu einer solchen Verbindung zu erlangen, hatte sie doch die bestimmte Hoffnung gehegt, Adelheids Wünsche eines Tages erfüllen und ihren Gatten der Heirath geneigt machen zu können. Nun war das vorüber. Adelheid mußte dem Geliebten entsagen, mußte Porters Frau werden, und man hatte alle Ursache, dem Schicksal, wenn eine solche Fügung eintrat, innig dankbar zu sein.

„Sie wird wollen," sagte sie nach ganz unmerklichem Zögern mit fester Stimme, „dafür laß mich sorgen, und was könnte sie auch an Porter auszusetzen haben? Er gefällt allgemein."

„Junge Mädchen sind unberechenbar!" seufzte der Bankier.

„Ueberlaß das mir."

„Es hat mir scheinen wollen, als habe sie eine Neigung", fuhr er fort.

„Die ich ihr ein für alle mal als hoffnungslos dargestellt habe, da ich Deine Ansichten kannte. Ich wußte, Du würdest nie Deine Einwilligung zu einer Heirath Adelheids mit einem vermögenslosen adligen Offizier geben."

„Also doch Wilde!" sagte er mit der Hand die Augen bedeckend. „Das arme Kind, aber ich hätte es nie zugeben können, nie zugeben dürfen; auf dem schwankenden Grunde, auf den mein Haus aufgebaut war, durfte ich nicht noch das ihre errichten! Dennoch, wenn dieser Porter nicht gekommen wäre, vielleicht hätte ich mich doch dazu entschlossen!"

„Das ist nun vorbei, muß vorbei sein!" sagte Frau Nagel traurig.

Ihr Gatte machte einen Gang durchs Zimmer und sagte dann vor ihr stehend bleibend: „Marie, wir haben noch eine Tochter, wenn wir sie kommen ließen?"

„Und Du glaubst meine arme, schlichte Marianne könne Adelheid bei Porter ausstechen?" entgegnete sie mit einem bitteren Lächeln. „Du möchtest ihm Lea statt Rachel geben."

„Wer weiß, ob er Rachel will", sagte er zweifelnd.

„Darüber sei ruhig; Adelheid gefällt ihm," antwortete sie zuversichtlich, „und für das Uebrige laß

mich sorgen, vorausgesetzt, daß Porter wirklich der ist, für welchen Du ihn hältst."

„Er ist es und die Gewißheit werde ich morgen haben. Bis dahin schweigst Du, o, es ist so furchtbar, bloßgestellt zu sein vor den eigenen Kindern!"

„Verlaß Dich auf mich," wiederholte sie und verließ mit eiuem verheißenden Händedruck das Zimmer; sie fühlte, daß sie mit ihrer Kraft zu Ende sei.

„Mein Kind, mein Kind! Adelheid muß das Opfer werden! O jede Schuld rächt sich auf Erden!" stöhnte Nagel ihr nachschauend und sank wie vernichtet zusammen. — — —

IV.

Roland Porter hatte sich mit der vollen Frische seiner gesunden, unverdorbenen Natur in den Strom des Berliner Lebens geworfen und plätscherte munter darin. Hatte auch die eigentliche Saison noch nicht begonnen und waren ihm aus den Häusern, in welchen er seine Karten und Empfehlungsbriefe abgegeben, noch keine Einladungen zugegangen, so gab es für einen lebenslustigen und genußfrohen jungen Mann doch Zerstreuungen in Hülle und Fülle. Er besuchte Abends der Reihe nach die verschiedenen Theater, speiste in den feinsten Restaurants, flanirte im Thiergarten und Unter den Linden, nahm die Sehenswürdigkeiten in Augenschein, fuhr zu den Rennen, machte Ausflüge in die Umgegend und fand oft genug den Tag und einen Theil der Nacht zu kurz, um alles, was auf seinem Programme gestanden, auch wirklich zu unternehmen.

Bei seinem liebenswürdigen, zugänglichen und höchst noblen Wesen konnte es nicht fehlen, daß er

bald einen ganzen Kreis von Bekannten besaß, so daß er für alle seine Vergnügungen Theilnehmer fand. Am meisten hatte er sich jedoch zwei jungen Männern angeschlossen, obwohl er von diesen gerade recht verschieden war; die Gegensätze schienen sich anzuziehen.

Ohne Einschränkung konnte man dies freilich nur von dem einen, Walter Nagel, sagen, welcher dem jungen Amerikaner sogleich mit großer Herzlichkeit entgegengekommen war, anders verhielt es sich mit dem zweiten, dem Lieutenant Dankmar von Wilde.

Bei letzterem stritt gegen die Sympathie, welche Roland ihm einflößte, ein Gefühl der Eifersucht, das er empfunden, seitdem er diesen zum ersten Male neben Adelheid Nagel gesehen und er seinem Wohlgefallen an dem schönen Mädchen einen so unverhohlenen Ausdruck gegeben hatte. Der junge Offizier kämpfte diese Empfindung als seiner und der Geliebten unwürdig nieder, er hielt es für unrecht und engherzig, das Entgegenkommen des Amerikaners schroff abzuweisen und es hatte sich zwischen ihnen ein freundschaftliches Verhältniß hergestellt, das aber nur von Roland rein genossen ward, während es für Wilde einen bitteren Beigeschmack hatte. Es war ihm seit jenem Empfangsabend im Nagel'schen Hause noch nicht gelungen, Adelheid wiederzusehen und es gab ihm einen Stich in das

Herz, wenn Roland, der inzwischen ein paar Mal in der Nagel'schen Villa gewesen, harmlos davon plauderte. Er ließ sich jedoch mit keiner Miene merken, was er empfand, seine Liebe zu Adelheid war sein kostbares, wohlbehütetes Geheimniß, bis zu dem Tage, wo er sie der Welt als seine verlobte Braut vorstellen durfte, sollte niemand davon erfahren. Auch Walter ahnte nichts davon. Wilde und er trafen nur selten zusammen. Sie waren beide für den Amerikaner die Vertreter zweier verschiedener Welten, die am ausgeprägtesten nur in Deutschland zu finden sind: Der Gelehrte und der von Enthusiasmus für seinen Beruf, mit edlem Stolz auf seine Abkunft erfüllte Offizier.

Hatte Roland am Morgen in Walters Begleitung die Sammlungen in einem Museum angesehen oder sich von ihm zu einer Vorlesung in der Universität führen lassen, so fuhr er am Nachmittag mit Dankmar nach Hoppengarten, brachte den Abend mit ihm im Kreise seiner Kameraden zu und beobachtete da mit Bewunderung und sich immer steigernder Hochachtung, wie der Lieutenant seine ganze Lebenshaltung den ihm bescheiden zugemessenen Mitteln anzupassen und allen an ihn herantretenden Versuchungen zu widerstehen vermochte.

„Ich hätte dem prächtigen Kerl heute so gern

meine Börse zur Verfügung gestellt," sagte sich Roland zuweilen, wenn er den lustigen Kreis verlassen hatte, „aber ich glaube, ich fände eher den Muth, den Papst aufzufordern, er solle evangelisch werden. Nur die leiseste Andeutung würde es für immer zwischen uns verderben. Er ist in allem was seine persönlichen Angelegenheiten anbetrifft, so zugeknöpft, und doch merkt man, daß ihn ein Kummer drückt. Aber ich werde es doch ergründen, und es mag nun werden wie es will, weiß ich es erst, dann helfe ich ihm. Mag er mich meinetwegen hinterher auf Säbel oder Pistolen fordern."

Unter einem ähnlichen Selbstgespräch kehrte er eines Abends aus dem Café royale zurück, wo eine vortreffliche Champagnerbowle getrunken worden war und Wilde sich ganz abseits von dem nachher arrangirten Spielchen gehalten hatte. Unter mehreren Zusendungen, die Roland auf seinem Tische liegend fand, fiel ihm zuerst ein Brief auf, welcher den Stempel der Nagelschen Firma trug. Er war eigenhändig von dem Bankier geschrieben und ersuchte ihn in sehr höflichen Ausdrücken, sich am nächsten Tage Morgens um zehn Uhr zu einer wichtigen Unterredung in dessen Comptoir in der Jägerstraße einfinden zu wollen.

„Er fordert mich auf, mich mit ihm zu besprechen, er kommt mir zuvor!" rief Roland nachdem er den

Brief gelesen. „Er hat mich also erkannt, das Unwohlsein, das ihn bei meinem ersten Anblick anwandelte, war eine Folge des Schrecks, als der Todtgeglaubte so plötzlich in verjüngter Gestalt vor ihm stand. Meine Winke und Andeutungen sind von ihm wohl verstanden worden.

„Desto besser. Je länger ich zögerte, desto schwerer wurde es mir, die Angelegenheit zur Sprache zu bringen. Ich hätte nicht erst die Familie kennen lernen, sondern geradewegs mit meiner Forderung zu ihm gehen sollen.

„Und wenn er sie nicht erfüllen kann? Man spricht allerlei. Ah, bah, er ist ein sehr reicher Mann, ich werde auf meinen Schein bestehen können.

„Und auch wollen?“ fragte er sich nach einer Pause. „Es ist wohl doch gut, daß ich zuerst in die Villa Nagel gekommen bin und erst später in das Comptoir in der Jägerstraße.

„Was aber der Mann für ein Frühaufsteher sein muß,“ fuhr er mit einem lustigen Augenzwinkern fort. „Um zehn Uhr am Morgen bestellte er einen Menschen zu sich, der mit Offizieren von der Garde am Abend eine Bowle im Café royale getrunken hat! Da werde ich mit verdoppelter Schnelligkeit schlafen müssen, um

nur einen Theil des mir nöthigen Quantums zu bekommen.“

Zehn Minuten später verkündeten die aus dem breiten Bett ertönenden ruhigen Athemzüge, daß Roland Porter so viel an ihm war, sein Vorhaben ausführte.

Pünktlich um die zehnte Stunde fand sich der junge Amerikaner am nächsten Vormittage in dem Bankgeschäft von Christian Nagel ein, welches im Erdgeschoß eines der größten Häuser in der Jägerstraße gelegen war und mit seinen eisenvergitterten Fenstern schon von außen einen sehr soliden Eindruck machte, welcher durch die einfache, gediegene Einrichtung sämmtlicher Geschäftsräume noch vermehrt wurden.

Sogleich im ersten Zimmer, welches Porter betrat, saßen an Pulten eine Anzahl älterer und jüngerer Herren über Bücher und Schreibereien gebeugt und allem Anschein nach ganz in ihre Arbeit vertieft. Trotzdem konnte keiner von ihnen sich enthalten aufzuschauen nnd ihn wenn auch nur mit flüchtigen, verstohlenen Blicken zu mustern, als er dem Diener seine Karte übergab und ihn ersuchte, ihn bei Herrn Nagel, von dem er erwartet würde, zu melden. Das außergewöhnlich frühe Erscheinen des Chefs im Geschäft hatte die Verwunderung des Personals erregt und der

Fremde, dessen Besuch dazu die Veranlassung gegeben haben mochte, war deshalb sogleich zu einem Gegenstande des neugierigen Interesses geworden.

Die Musterung, welche von Roland mit leisem Lächeln wahrgenommen worden war, dauerte nicht lange, denn der Diener kam sehr schnell mit der Antwort zurück, Herr Nagel lasse bitten; sie wiederholte sich aber noch in ein paar anderen Zimmern, die er zu durchschreiten hatte und seinem feinen Ohr entging es auch nicht, daß während die Thür sich hinter ihm schloß, in dem soeben verlassenen Raum sich ein Zischeln erhob.

„Wenn die ahnen oder erlauschen könnten, was jetzt zwischen ihrem Chef und mir verhandelt werden wird,“ dachte er.

Eine solche Möglichkeit war indeß ausgeschlossen, denn das Privatcomptoir lag durch einen breiten Korridor von den übrigen Geschäftsräumen völlig getrennt und bestand aus einem größeren und einem kleineren Zimmer, welche unter einander durch eine Thür verbunden waren, aber nach dem Korridor nur einen Ausgang hatten. Herr Nagel saß bei Rolands Eintritt an seinem mit Briefschaften und Papieren bedeckten breiten Schreibtisch und schien mit der Durchsicht der ihm durch die Morgenpost gebrachten Zu-

schriften beschäftigt, der junge Amerikaner war aber ein viel zu guter Beobachter, um sich täuschen zu lassen. Er wäre jede Wette eingegangen, daß der Bankier von all den Eingängen heute noch nicht eine Zeile gelesen habe.

Bei dem Geräusch der durch den Diener geöffneten und hinter dem Gast wieder geschlossenen Thür, erhob er sich, ging ihm einige Schritte entgegen, reichte ihm die Hand und sagte mit einem Blick auf den an der Wand hängenden Regulator:

„Ich mache Ihnen mein Kompliment, Herr Porter, Sie sind von einer bewunderungswürdigen Pünktlichkeit."

„Pünktlichkeit ist nicht nur die Höflichkeit der Könige, sondern auch der Republikaner," scherzte Roland, „ich muß indeß eingestehen, sie ist mir heute nicht ganz leicht geworden; ich hatte gestern eine etwas schwere Sitzung und kam recht spät oder recht früh, wie sie es nehmen wollen, in mein Hotel."

„Man sieht Ihnen davon nichts an," antwortete Nagel, unwillkürlich das offene, blühende Gesicht des vor ihm Stehenden mit Wohlgefallen betrachtend. „Ich habe somit zwiefach um Vergebung zu bitten, daß ich Sie hierher bemüht habe."

„Nicht doch, Herr Nagel," erwiderte Roland lebhaft und freundlich, „Sie haben mich durch Ihre Auf-

forderung nur auf eine Unterlassungssünde aufmerksam gemacht. Ich hätte Sie schon früher in Ihrem Comptoir aufsuchen, sozusagen das Handwerk grüßen sollen."

„Sie haben bis jetzt besseres zu thun gehabt, das Handwerk läuft Ihnen nicht weg," versetzte Nagel, bemüht auf den von Porter angeschlagenen leichten Ton einzugehen. „Wie Ihnen alle Wendungen der deutschen Sprache geläufig sind, man sollte Sie wirklich für einen Deutschen halten."

„Ich bin nur ein halber," erwiderte Roland lachend und Nagel, der durch seine Bemerkung die beabsichtigte Unterredung einzuleiten gedacht hatte, sah ein, daß er auf diese Weise nicht zum Ziele kommen würde, er sagte deshalb nach einigem Räuspern:

„Wenn ich die Freude habe, Sie in meinem Hause zu sehen, so gehören Sie der Jugend und ich mag Sie derselben nicht entziehen."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür," antwortete Roland mit einem Blick, welcher in das angsterfüllte Herz des Bankiers einen Hoffnungsstrahl fallen ließ. „Es liegt mir aber viel daran, von Ihnen einen Rath, vielleicht eine Auskunft zu erlangen, deshalb bat ich Sie hierherzukommen, zu einer Stunde, wo wir ganz ungestört sind."

„Ich stehe ganz zu Diensten," entgegnete Porter,

sich verbeugend, und der Bankier führte ihn in das zweite, einfach aber sehr gediegen eingerichtete Zimmer, dessen Fenster, eine große Seltenheit in dieser Stadtgegend, auf einen kleinen Garten hinausging. Er ließ seinen Gast auf einem mit grünen Saffian bezogenen Sopha Platz nehmen, schob für sich einen Sessel mit dem gleichen Bezuge heran, wußte aber immer noch nicht das rechte Wort zur Eröffnung des eigentlichen Gespräches zu finden.

„Darf ich Ihnen ein Glas Portwein anbieten?“ fragte er in seiner Verlegenheit und deutete auf einen kleinen Seitentisch, wo sich ein Brett mit Flaschen und Gläsern befand.

Roland dankte mit der Versicherung, soeben erst gefrühstückt zu haben.

„So rauchen Sie vielleicht eine Cigarre?“

Auch das lehnte der junge Mann ab; die große Pein und Verlegenheit, in welcher der Bankier sich befand, machte ihm, trotz aller Gutmüthigkeit seines Wesens Vergnügen und er war nicht gesonnen, ihm zu Hilfe zu kommen.

„Womit kann ich also dienen, Herr Nagel?“ fragte er jetzt und sein Ton hatte etwas geschäftsmäßiges.

„Ich verstehe, Ihre Zeit ist kostbar,“ versuchte

der Bankier nun seinerseits zu scherzen, da aber Roland darauf nicht einging, ermannte er sich endlich und sagte: „Herr Porter, Sie kommen aus Amerika und haben Ihre ganze Jugend dort verlebt.“

„Ich bin dort geboren, wie — wie meine Voreltern.“

„Welche?“ fragte Nagel, dem das Ausweichende in der Antwort nicht entgangen war.

„Nun die Porters, natürlich,“ erwiderte Roland leichthin.

Nagel rang verstohlen die Hände. Wie sollte er nur den anscheinend so offenen und ihm doch so aalglatt entschlüpfenden Menschen fassen.

„Und Sie sind sicher, daß Sie immer so geheißen haben?“ war seine nächste Frage.

„Ohne Zweifel. Ich will nicht gerade sagen, daß die Familie mit den Pilgrim-Vätern nach Amerika gekommen ist, aber sie ist doch schon recht lange da; mein Urgroßvater kam von England hinüber.“

Der Bankier stieß einen Seufzer aus, erleichtert hob sich seine Brust. So beruhte seine Angst und Sorge nur auf Einbildung. Roland Porter, der Abkömmling einer englisch-amerikanschen Familie konnte nicht ein Sohn Heinrich Falkner's sein! Aber — die Aehnlichkeit war doch zu auffallend; sie trat noch deut-

licher hervor heute, wo er den jungen Mann hier neben sich im Comptoir hatte; im ernsten Gespräch wie er so oft mit seinem Socius gesessen. Sie gab sich kund im Ton seiner Stimme, in der Art und Weise wie er die Hände bewegte und den Kopf zurückwarf. Das konnte nicht blos ein Spiel des Zufalles sein.

„So war also Ihre Mutter eine Deutsche? Wie war denn deren Familienname?" fragte er, und es war ihm als müsse der Andere das Klopfen seines Herzens hören, denn nun konnte die entscheidende Antwort nicht mehr vorenthalten werden.

„Sie irren sich, meine Mutter ist keine Deutsche," antwortete Roland langsam und ließ sein Auge voll auf dem immer tiefer erbleichenden Gesichte des Bankiers ruhen. „Ihr Name ist Porter."

„Aber Sie sagten doch —" stammelte der Bankier und Roland hielt es jetzt für angemessen der Sache ein Ende zu machen.

„Mein Vater ist ein Deutscher, er nahm auf den Wunsch meines Großvaters, der keinen Sohn besaß, als er meine Mutter heirathete und Theilhaber seines Geschäftes ward, dessen Namen an. Sein eigentlicher Name, der Name, den er trug als er aus Europa nach Amerika hinüber kam, war Heinrich Falkner."

Der Bankier stieß einen Schrei aus. So sehr er auf diese Entdeckung vorbereitet war, jetzt, wo sie ihm durch den Mund des jungen Amerikaners bestätigt ward, hatte sie doch etwas Niederschmetterndes für ihn. Er vermochte nicht zu reden. Sich erhebend fuhr Roland Porter fort:

„Spielen wir nicht länger Verstecken miteinander, Herr Nagel, Sie haben mich längst erkannt als den Sohn meines Vaters?"

Der Bankier neigte zustimmend den Kopf.

„Schon an jenem ersten Abend als Ihre Tochter mich Ihnen vorstellte."

„Ja, ja," stöhnte der Bankier, „ich glaubte Heinrich trete vor mich hin. Und Sie wußten zu wem Sie kamen?"

„Ich wußte es," war die einfache Antwort, und jetzt übermannten den Bankier Schmerz, Angst und Zorn.

„Warum schlichen Sie sich unter falschem Namen in mein Haus? Warum kamen Sie nicht stracks hierher, legten mir das Papier vor, das Sie doch sicher bei sich tragen und verlangten die sofortige Erfüllung der darin enthaltenen Bedingungen?"

„Weil ich nicht so plump auftreten mochte," antwortete Roland gelassen.

„Sei wollten erst sondiren, wollten sich erst ver-

gewissern, ob ich zahlungsfähig sei, wie viel man aus mir herauspressen könne!" rief der Bankier mit steigender Bitterkeit. „Wäre ich Ihnen nicht zuvorgekommen, Sie hätten vielleicht noch Wochen und Monate —"

„Nicht weiter, Herr Nagel," sagte Roland dem erregten Mann die Hand auf den Arm legend. „Hätte ich nicht wahrgenommen, daß Sie mich erkannt haben, so hätte ich vielleicht noch länger gezögert, mich Ihnen zu erkennen zu geben, bis — doch davon später. Da ich sah, daß Sie sich mit Zweifel quälten, würde ich mich Ihnen in den nächsten Tagen entdeckt haben."

„Sehr großmüthig," murmelte der Bankier.

„Herr Nagel, ich bin nicht als Feind zu Ihnen gekommen," sagte Roland freundlich, „meinem Vater liegt es sehr fern, Ihnen schaden zu wollen."

„O nein, nein, er verlangt nur, was ihm zukommt," erwiderte Nagel, „dabei kann man ja sehr gut Freund sein, braucht einander nicht zu schädigen. Sagen Sie mir nur, warum ist Ihr Vater nicht früher gekommen?"

„Um Ihnen das zu erklären, muß ich Sie mit dem Lebensgange meines Vaters bekannt machen," versetzte Roland. „Hören Sie mich an, Herr Nagel, Sie werden sich überzeugen, daß wir wirklich nichts Böses gegen Sie im Schilde führen."

Der Bankier schüttelte den Kopf, aber es lag doch in dem ganzen Auftreten Porters eine solche Gutmüthigkeit, daß er sich etwas beruhigt fühlte. Dem kräftigen Druck der Hand des Amerikaners nachgebend, sank er in seinen Stuhl zurück; Roland nahm wieder auf dem Sopha Platz und begann seine Erzählung.

„Unter welchen Umständen und mit welchen Mitteln mein Vater aus Europa nach Amerika gekommen ist, brauche ich Ihnen nicht zu erzählen; Sie wissen das besser als ich. Bis vor einem Jahre hatte ich keine Ahnung davon, unter welchen Mühen, welchen Entbehrungen meinem armen Vater die ersten Jahre, die er in dem fremden Erdtheil zugebracht hat, dahingeflossen sind. Im Schooße des Reichthums und des Wohllebens aufgewachsen, fiel es mir gar nicht ein, daß es für ihn jemals anders gewesen sein könne, denn er sprach nicht von dieser Vergangenheit und ich habe auch erst viel später seinen eigentlichen Namen erfahren. Dagegen hielt er darauf, daß ich und meine Geschwister deutsch lernten und in die Geschichte seines Vaterlandes eingeweiht wurden, auch erzählte er gern von seiner Kindheit und seiner Heimath an den Ufern des Mains, hatte dabei aber nur an mir einen aufmerksamen Zuhörer. Meine Mutter, die auf ihre altamerikanische Abstammung stolz ist, liebte es nicht, an

die deutsche Herkunft ihres Gatten erinnert zu werden, meine Schwestern und mein Bruder hatten auch wenig Interesse für des Vater's „Heimaths-Idyllen", wie sie sich ausdrückten, sie sind echte Amerikaner vom Scheitel bis zur Sohle und nannten mich oft spottweise den Deutschen. Mir allein öffnete er stets sein Herz, mir vertraute er seine Liebe zum Vaterlande, seine tiefe Sehnsucht danach an. Er hat mir Beides eingeimpft."

„Und weshalb kam er nicht, diese Sehnsucht zu stillen? Weshalb ist er Deutschland für immer fern geblieben?" fragte Nagel.

„Dafür gab es verschiedene Gründe," antwortete Porter und der Zuhörer konnte unschwer erkennen, daß es ihm nicht ganz leicht wurde, ihm diese Gründe auseinanderzusetzen.

„Ich habe Ihnen bereits angedeutet, daß meine Mutter sehr stolz auf ihre amerikanische Abstammung ist und das Gleiche war bei ihrem Vater, meinem Großvater, der Fall. Mein Vater durfte Beiden die Sehnsucht nach der Heimath nicht merken lassen. Meine Mutter würde darin einen Mangel an Liebe, mein Großvater eine grenzenlose Undankbarkeit gesehen haben."

„Die Amerikaner machen doch aber so gern und mit großer Leichtigkeit die Reise über den Ocean,"

warf Nagel ein, dem die Schicksale seines ehemaligen Gefährten allmählich so viel Interesse einflößten, daß darüber wenigstens für den Augenblick seine eigene Angelegenheit etwas in den Hintergrund trat.

„Meine Mutter und ihr Vater waren darin anders geartet," entgegnete Roland. „Wir haben unser schönes Landhaus und eine elegante Wohnung in der Stadt; die Mutter geht alljährlich nach Luxedo, nach Lakewood oder Atlantic City, auch in die Berkshire-Berge, nach Lennox, aber zu einer Reise nach Europa würde sie sich nie entschließen, und daß der Vater ohne sie hätte gehen können, das wäre ganz undenkbar gewesen."

„Das eheliche Leben Ihrer Eltern ist also ein sehr glückliches," bemerkte Nagel.

„Ja!" antwortete Roland mit einem hellen Aufleuchten seines schönen Auges, und dennoch glaubte der Bankier ein ganz leises Zögern in seiner Stimme wahrzunehmen.

„Das erklärt aber immer noch nicht, weshalb er so gar nichts von sich hören ließ; hatte er mich denn ganz aus den Augen verloren? Hielt er mich für todt?" war Nagels nächste Frage, „und hat er erst jetzt wieder von meinem Dasein Kunde erhalten?"

„Durchaus nicht, mein Vater war fortdauernd genau über Sie und Ihre Verhältnisse unterrichtet.“

„Das begreife ich nicht! Ich kann heilig versichern, daß ich Jahre hindurch redlich nach ihm gesucht und geforscht habe.“

„Er hat das Seinige gethan, daß diese Forschungen erfolglos blieben,“ sagte Roland.

„Die Sache wird immer räthselhafter,“ versetzte der Bankier kopfschüttelnd.

„Und Sie werden sie auch erst verstehen, wenn Sie meine Geschichte oder vielmehr die Geschichte meines Vaters zu Ende gehört haben. Ich möchte sie Ihnen erzählen zum Theil mit den eigenen Worten, wie ich sie von ihm gehört habe,“ antwortete Roland. Nagel neigte zustimmend den Kopf und jener fuhr fort:

„Vor etwas länger als Jahresfrist ist mein Großvater Roland Porter, dessen Namen ich trage, hochbetagt gestorben. Er war bis zu seinem Tode erster Chef der Firma Porter, Mowbray und Comp. — einen Repräsentanten des letzteren Namens gibt es schon lange nicht mehr — und erst seit dieser Zeit ist mein Vater an seine Stelle getreten; sind wir, mein Bruder und ich, die jüngeren Theilhaber geworden.

„Wenige Wochen nach dem Tode des Großvaters befand ich mich mit dem Vater allein in unserem

Hause. Die Mutter war mit meiner jüngeren Schwester zu ihrer Erholung nach Tuxeda gereist, mein Bruder hatte sie begleitet. Nach dem Diner bat mich mein Vater, mit ihm in sein Zimmer zu kommen. Wir nahmen am Kamin Platz, in welchem ein leichtes Feuer brannte, obwohl auf den Rasenflächen, die man vom Fenster aus übersehen konnte, noch der warme, goldige Schein eines schönen Herbsttages lag, aber der Vater fröstelt leicht und an jenem Tage war er besonders erregt. Er bot mir eine Cigarre, setzte für sich selbst eine in Brand und begann, nachdem er einige Züge gethan:

„Seit des Großvaters Tode erwäge ich bei mir eine Angelegenheit, die nicht mich allein angeht, sondern Euch, meine Kinder, mit betrifft, und bin zu dem Entschlusse gekommen, sie zunächst mit Dir als dem ältesten meiner Söhne, der im Denken und Fühlen mit mir am meisten übereinstimmt, zu berathen. Dazu muß ich Dich aber einen Blick in meine Vergangenheit thun lassen!"

„Du hast mir ja so oft von Deiner Heimath, Deiner Kindheit erzählt, lieber Vater," erwiderte ich.

„Aber nichts von der Zeit, die darauf folgte," fiel er schnell ein und schilderte mir nun seine Lehrjahre, sowie die Zeit, welche er als Angestellter im

Hause Rothschild in Frankfurt a. M. verlebt, ferner die Begründung des eigenen Geschäftes im Verein mit Ihnen, dessen Verlauf und Auflösung und endlich kam er zu dem wunderlichen Pakt, den er mit Ihnen geschlossen hatte. Ich war im hohen Grade erschrocken und erstaunt. Der Zug, den er da seinem Bilde beifügte, entstellte es mir.

„O Vater, Vater, wie konntest Du das thun! Wie konntest Du Deine Zukunft dem Rollen der Würfel preisgeben?"

„Da veränderten sich seine Züge, sein ganzes Gesicht leuchtete in einer eigenartigen Verklärung und er antwortete mir: „Das that ich nicht; ich hatte verspielt, ehe ich die Würfel in die Hand nahm!"

„Wie das?" schrie Nagel auf.

„So fragte auch ich," sagte Roland, „und er gestand mir, daß er absichtlich verspielt habe."

„Warum? Warum?" fragte der Bankier.

„Sie und er hatten in Wiesbaden eine junge Dame, die Tochter eines reichen Berliner Industriellen kennen gelernt, mein Vater liebte sie, aber er sah bald ein, daß sie ihre Neigung Ihnen geschenkt hatte, er wollte Ihnen die Möglichkeit bieten, ihr das Glück zu gewähren, das sie aus seiner Hand zu empfangen verschmähte."

Nagel ging es wie ein scharfer Stich durch die Brust. Falkner's Neigung für Bertha war ihm damals nicht ganz unbekannt geblieben, aber er war weit entfernt gewesen, an eine solche Aufopferung zu denken. Und er hatte das Mädchen, das jener so heiß liebte, geheirathet, weniger weil ihn sein Herz zu ihr zog, als weil ihre Hand ihm die ersehnten Mittel bringen sollte! Keines Wortes mächtig, saß er mit gesenktem Kopfe vor dem jungen Mann, dem Ebenbilde des einstigen Genossen, der ihm jetzt wie sein Richter erschien. Dieser erzählte weiter:

„Mit tief verwundetem Herzen war mein Vater nach Amerika gekommen, und er hatte dort recht schwere Lehr- und Wanderjahre durchzumachen, aber endlich lächelte ihm das Glück. Er fand eine Stelle in dem angesehenen Handlungshause Porter, Mowbray und Comp. Er gewann das Vertrauen des Chefs und das Herz seiner einzigen Tochter. Sie wurde seine Gattin, er nahm den Namen Porter an und ward Theilhaber der Firma."

„Das erklärt, wieso alle meine Nachforschungen nach ihm erfolglos waren," sagte Nagel, „wie kommt es aber, daß er nichts von sich hören ließ?"

„Anfänglich vermied er es absichtlich, er wollte die Wunden in seiner Brust nicht aufreißen, wollte

vergessen,“ erklärte Porter, „als er später ruhiger und in seiner Ehe glücklich war, zog er Erkundigungen ein, und erfuhr den Tod Ihrer Gattin, Ihre Wiederverheirathung und die Ihnen durch die Bestimmungen Ihres Schwiegervaters erwachsenen Schwierigkeiten.“

„Er wollte sie nicht durch sein Auftreten vermehren, das war großmüthig von ihm,“ sagte Nagel, „freilich wäre in jener Zeit auch nicht viel bei mir zu holen gewesen. Aber später.“

„Es war nicht bloß Großmuth,“ entgegnete Roland mit feinem Lächeln. „Mein Vater durfte meinen Großvater von dem mit Ihnen geschlossenen Kontrakt und dem Würfelspiel nichts wissen lassen. Der solide, peinlich strenge Kaufmann würde ihm das nie verziehen, ihm nie wieder Vertrauen geschenkt haben.“

„Aber Sie haben mir ja erzählt, daß er eigentlich gar nicht gespielt hatte!“

„Das würde in den Augen meines Großvaters seine Sache eher noch verschlimmert als verbessert haben, und er konnte doch meiner Mutter nicht gestehen, wie er vor ihr eine andere Frau geliebt hatte!“

„Das alles wäre ja nicht nöthig gewesen, wenn er nach Europa kam und das Geld holte.“

„Ich habe Ihnen bereits erklärt, daß an eine solche Weise nicht für ihn zu denken war.“

N.B. [illegible]

„Er konnte jemand bevollmächtigen, er konnte an mich schreiben.“

„Er fürchtete, daß alle diese Schritte nicht geschehen könnten, ohne daß sein Schwiegervater davon erführe und davor hatte er eine unüberwindliche Scheu. Zudem war er jetzt in der Lage, das Geld nicht zu brauchen, und so verschob er es von Jahr zu Jahr, Schritte für dessen Erlangung zu thun, in dem festen Vertrauen, daß es bei Ihnen gut aufgehoben sei.“

Roland sah dem Bankier bei den letzten Worten scharf und prüfend in's Gesicht, dieser rückte nervös auf seinem Stuhl hin und her und murmelte: „Ohne Zweifel, gewiß, gewiß.“

„Nach dem Tode des Großvaters schien meinem Vater nun doch die Zeit gekommen, seine Forderung geltend zu machen, er hielt das für seine Pflicht gegen mich und meine Geschwister, zumal er erfahren hatte, daß Sie große Reichthümer erworben haben. Mich bestimmte er zu seinem Bevollmächtigten, mir sollte vergönnt sein, was ihm versagt blieb, die Reise nach Europa, nach Deutschland.

„Meine Mutter und meine Geschwister halten meine Fahrt über den Ozean nur für eine Vergnü-

gungstour und es wird von dem Erfolg meiner Reise abhängen, ob sie je mehr erfahren."

„Jetzt, Herr Nagel, wissen Sie alles, und es erübrigt nur, Ihnen meine Vollmacht und den von Ihnen unterschriebenen Kontrakt vorzulegen," fügte der junge Amerikaner hinzu, aus dem innigen Ton, in welchem er seines Vaters Geschichte erzählt hatte, wieder in einen geschäftsmäßigen übergehend. Gleichzeitig zog er seine Brieftasche hervor und legte mehrere Papiere auf den Tische.

Der Bankier prüfte sie nur oberflächlich. „Ich bin überzeugt, daß alles in bester Ordnung ist," sagte er, „bin bereit, Ihnen Rechnung zu legen, Herr Porter, und Ihnen die Gelder auszuzahlen, nur müssen Sie mir etwas Zeit lassen, Sie werden begreifen, man hat Summen wie die, um welche es sich zwischen uns handeln wird, nicht von einem Tage zum andern vorräthig."

„Das begreife ich vollkommen," sagte Roland steif, „wir können uns ja über die Zahlungstermine einigen; mein Vater wünscht nicht, daß ich Ihnen Verlegenheiten bereite."

„O durchaus nicht," antwortete der Bankier mit einem Versuch hochfahrend zu sein, aber es gelang ihm nicht. Rolands Schilderung hatte ihn tief ergriffen.

Jetzt erst verstand er so recht das Wesen seines ehemaligen Genossen, der dem Schmerze um eine verlorene Jugendliebe entfliehen gewollt, der jenseits des Ozeans eine Gattin, Stellung und Reichthum, aber doch nicht das volle Glück gefunden, der das Heimweh nie überwunden hatte. Wenn er dem Manne auch alles, was er besaß, hingab, so konnte er ihm doch nicht erstatten, was er ihm geraubt!

Eine tiefe Seelenpein malte sich in seinen Zügen. Roland ergriff seine Hand und sagte herzlich: „Seien Sie offen gegen mich, Herr Nagel, meine Forderung macht Ihnen Sorge."

Der Bankier antwortete nicht, sondern schaute finster zu Boden.

„Bedenken Sie, daß Sie von dem Sohne meines Vaters jede Rücksicht zu erwarten haben," fuhr der junge Amerikaner eindringlich fort.

„Die habe ich von dem am wenigsten verdient," murmelte der Bankier.

„Ich habe mich ehe ich zu Ihnen kam, nach Ihren Verhältnissen erkundigt. —"

„Man hat Ihnen gesagt, daß es mit meinem Reichthum nicht so weit her, daß dem Spekulanten nicht zu trauen sei," fiel der Bankier mit bitterem Lachen ein. „Seien Sie unbesorgt, ich kann Sie bis

auf den letzten Pfennig befriedigen, weiter braucht sie ja nichts zu kümmern."

„Doch, Herr Nagel," entgegnete Roland, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, „mein Vater hat mir empfohlen, die Dinge nicht auf die Spitze zu treiben. Vielleicht ließe sich ein Abkommen treffen."

Der Bankier schüttelte den Kopf. „Das nützt nichts. Wenn man erfährt, daß ich große Summen aus dem Geschäfte ziehen muß, bin ich ruinirt."

„Aber man braucht es nicht zu erfahren."

„Wie soll das geheim bleiben?"

„Ja, indem keiner von uns Beiden davon spricht. Ein Dritter weiß hoffentlich nicht darum."

Nagel schwieg; er hielt es nicht für nothwendig, von dem Geständniß, das er seiner Frau gemacht, zu sprechen.

„Ich bleibe den ganzen Winter hier," fuhr Roland fort.

„Das ändert an der Sachlage wenig," versetzte der Bankier düster.

„Doch, das kann viel ändern," entgegnete Roland schalkhaft.

„Sie werden mir hoffentlich gestatten, während dieser Zeit Ihr Haus häufig zu besuchen."

Nagel schaute betroffen empor. Der Plan seiner

Frau war ihm während der Unterredung mit dem jungen Manne ganz thöricht und unausführbar erschienen. Sollte dieser ihm jetzt entgegenkommen?

„Als ich von meinem Vater Abschied nahm, sagte er mir während er mich umarmte: Wenn es Dir in Deutschland besser gefällt als in Amerika, so habe ich nichts dagegen, wenn Du Dir dort ein Heim gründest, vielleicht veranlaßt das Deine Mutter doch noch, ihre Abneigung zu überwinden und mich auf einer Reise in mein geliebtes Vaterland zu begleiten, und wenn Du mir eine deutsche Schwiegertochter bringst, so wirst Du mir einen Herzenswunsch erfüllen! An diese Worte meines Vaters habe ich denken müssen, nachdem ich erfahren hatte, daß Sie zwei Töchter besitzen.“

„Herr Porter!“

„Und noch öfter seit ich Fräulein Adelheid kennen gelernt.“

„Verstehe ich Sie recht?“

„Darum möchte ich bitten. Ich werbe heute nicht um Ihre Tochter, aber ich frage Sie, wollen Sie mir erlauben, daß ich die junge Dame näher kennen lerne und ihre Liebe zu gewinnen suche?“

„Mit tausend Freuden!“ rief Nagel, die Hand des jungen Amerikaners ergreifend und schüttelnd. Eine Centnerlast fiel ihm vom Herzen.

„Ich würde Ihnen als Schwiegersohn und vielleicht auch als Compagnon willkommen sein?" fragte Roland weiter.

„Ich könnte mir keinen besseren wünschen!" erwiderte Nagel herzlich. Nur eins möchte ich noch sagen: ich würde mein Kind nicht zwingen —"

„Meinen Sie, ich möchte eine Braut, die man an den Altar schleppt?" fragte Roland sich stolz aufrichtend. „Nur wenn sich unsere Herzen finden, sollen sich die Hände vereinigen. Gelingt das nicht, dann wird es Zeit sein, auf diesen Kontrakt zurückzukommen."

Er legte ihn in die Brieftasche zurück.

„Und nun good by, Mr. Nagel," sagte er r willkürlich in die englische Sprache verfallend. „Darf ich an einem der nächsten Tage bei Ihnen speisen?"

„Sie werden uns hoch willkommen sein."

„Aber bitte, nur im engsten Familienkreise, Sie nebst Frau Gemahlin, Tochter und Sohn. Apropos, bekommt man denn Ihre zweite Tochter gar nicht zu sehen?"

„Sie ist schon seit einigen Monaten bei einer Schwester von mir zu Besuch, ich hoffe aber sie soll bald wieder nach Hause kommen," antwortete der Bankier und begleitete den sich entfernenden Roland

mit großer Höflichkeit bis zu dem Ausgang des Geschäftslokals.

„Galgenfrist", murmelte er als er sich in seinem Privatcomptoir allein sah. „Soll ich sie nützen? Aber nein, nein, das wäre ein Schurkenstreich, doppelt verächtlich, wo mir ein solches Vertrauen entgegengebracht wird.

„Adelheid muß ihrer thörichten Liebe entsagen, sie muß Porter heirathen, aber ich fürchte, es wird harte Kämpfe absetzen. Sie thut mir leid, und der brave, ehrliche Bursche verdiente auch etwas besseres als eine Frau, die ihn nur gezwungen nimmt.

„Warum ist Marianne nicht schön!" seufzte er, „sie mit ihrem gesunden Verstande würde sich bald in die Nothwendigkeit finden und sie paßte auch in ihrem ganzen Wesen so vortrefflich zu Porter. Aber meine Frau hat Recht, man kann ihm nicht Lea geben, wo er Rahel will."

Auch Porter beschäftigte sich während er die Jägerstraße entlang schritt, um sich nach den Linden zu begeben, mit der zweiten Tochter des Bankiers.

„Das muß ein kleines Monstrum sein", sagte er, „das man an irgend einem entlegenen Ort verbirgt, ich bin beinahe neugierig, die häßliche Schwägerin endlich kennen zu lernen.

„Schwägerin?“ wiederholte er, „so weit sind wir noch nicht. Aber es ist wirklich der beste Ausweg. Ich kann Nagel nicht zu Grunde richten und er kann sich von mir nichts schenken lassen. Ein schöneres, liebenswürdigeres Mädchen als Adelheid Nagel könnte ich gar nicht bekommen. Das Halloh, wenn ich mit ihr am Arm über den Broadway gehen werde!“

Während er sich das ausmalte war es ihm aber als dränge sich eine andere Gestalt dazwischen, viel schlichter, viel einfacher, im Vergleich zu Adelheid häßlich zu nennen — und dennoch. . . .

„Ach, Thorheit,“ lachte er, „meine Unbekannte; ich sehe sie ja niemals wieder, und wenn selbst, das wäre doch wahrlich nicht die Braut, die ich Vater und Mutter zuführen könnte.“

V.

Seit der zwischen dem Bankier und Robert Porter stattgehabten Unterredung waren einige Wochen verflossen und die Dinge nahmen im Nagel'schen Geschäfte, wie im Hause anscheinend den gewöhnlichen Verlauf. Anscheinend, denn Eingeweihtere bemerkten doch eine Veränderung, wenn sie sich auch die Gründe dafür nicht klar machen konnten.

An die Stelle des Wagemuthes, um nicht zu sagen der Tollkühnheit war bei Nagel eine Vorsicht getreten, die schon eher Zaghaftigkeit genannt werden konnte. Er machte beinahe gar keine Börsengeschäfte mehr und beschränkte sich darauf, die Aufträge seiner Kunden auszuführen, wobei er ihnen, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, nur zu den sichersten Anlagen rieth.

Seine Geschäftsfreunde wunderten sich, die älteren Angestellten steckten die Köpfe zusammen und tauschten ihre Ansichten aus.

„Er will endlich einmal festhalten, was er hat," bemerkte der Kassirer, „und Zeit wäre es dafür."

„Wird nicht lange vorhalten," entgegnete der erste Korrespondent, „wer so viele Jahre das Börsenspiel im Großen getrieben hat, der kann nicht plötzlich davon lassen. Auf die Periode der Enthaltsamkeit wird wieder ein um so größerer Sturm folgen. Wir haben das schon öfter gehabt."

„Aber nicht in dem Maße und nicht in dem Umfange wie jetzt," bemerkte der alte Mewissen, der bis dahin dem Gespräche schweigend zugehört hatte, und nahm bedächtig eine Prise. „Was ihm auch vorgeschlagen wird, die Antwort lautet immer: Ich darf das nicht; ich kann das nicht verantworten!"

„Wem ist er Rechenschaft schuldig?" fragte der Correspondent.

„Sollte er seiner Frau ein Versprechen gegeben haben?" fügte der Kassirer hinzu.

Der Buchhalter zuckte die Achseln. „Ich kann daraus nicht klug werden. Das ganze Verfahren des Chefs sieht aus, als gehöre kein Pfennig von dem Gelde, das er zu besitzen scheint, ihm selbst, und der Eigenthümer könne jeden Tag kommen, um es zurückzufordern."

Die Herren lachten über diesen Vergleich, erklärten

das Verhalten des Chefs für eine der bei ihm nicht seltenen Schrullen und ließen sich nicht träumen, daß der alte Mewissen mit seiner Bemerkung in's Schwarze getroffen hatte.

Ja, Christian Nagel sah das Vermögen, welches er besaß, nicht mehr als das seinige an, er wagte nicht, selbst einen kleinen Theil davon in irgend einem Unternehmen auf das Spiel zu setzen, ja er hielt es sogar für seine Pflicht, seine persönlichen Ausgaben, wie die für seinen Haushalt nach Möglichkeit zu beschränken. Darüber gab es denn mancherlei Conflicte mit seiner Frau, die weniger um ihres Behagens willen als aus Klugheit nichts an ihrem Lebenszuschnitt geändert wissen wollte.

„Das Geheimniß ist so gut gewahrt," sagte sie, „warum wollen wir durch unser Verhalten die Leute erst darauf aufmerksam machen, daß etwas bei uns nicht in Ordnung ist?"

„Ich erwarte von einem Tag zum andern, daß es an die Oeffentlichkeit kommt," entgegnete er.

„Wer soll es denn verrathen, Du, ich oder Porter?" fragte sie lebhaft, „es bleibt ja zwischen uns Dreien."

„Es kann nicht immer so bleiben, es muß eines

Tages offenbar werden, und dann müssen wir doch ein ganz anderes Leben beginnen."

Sie schüttelte mit einem zuversichtlichen Lächeln den Kopf. „Du siehst viel zu schwarz, es wird dahin nicht kommen."

„Ach, Du hegst also noch immer die Hoffnung, daß Porter mein Schwiegersohn wird, daß er als Theilnehmer in das Geschäft tritt?"

„Ja, die hege ich," sagte sie bestimmt.

„Es sieht nicht danach aus. Adelheid zeigt Porter eine große Kälte."

„Wie scharf Du beobachtest," scherzte sie, „nun ich könnte auch nicht sagen, daß er ein sehr beflissener, feuriger Bewerber wäre."

„Soll er sich aufdrängen, wo er alles zu bieten hat?" fragte der Bankier die Hände ringend. „Ich sehe dem Tage entgegen, wo er vor mich hintritt und mir erklärt, er sei der fruchtlosen Bemühungen überdrüssig, er wolle abreisen, wir müßten unsere Rechnung machen. Dann —"

„Nun dann?" fragte sie als er mit einem Seufzer verstummte.

„Dann bleibt uns von unserem Vermögen vielleicht so viel wie wir sonst in einem Jahre verbraucht haben!" stieß er bitter hervor.

Sie erschrack und fuhr mit einem leichten Schrei in die Höhe. „Das ist nicht möglich!" rief sie.

„Ich habe es genau ausgerechnet, Falkner's Antheil mit Zins und Zinseszinsen ist in's Kolossale gewachsen. Bedenke, daß die Summen, welche wir von meinem Antheil verbrauchten, ihm auf den seinigen gut geschrieben sind."

„Deshalb eben brauchst Du ihm nicht die volle Summe auszuzahlen, Du wirst Dich mit ihm vergleichen."

„Das käme auf ein Fallissement heraus."

„O nicht doch; es wäre nur gerecht. Alle Welt würde auf Deiner Seite stehen."

„Du kennst die Welt schlecht," erwiderte er traurig, „sie würde mich schonungslos verurtheilen, und wenn sie mir selbst Recht gäbe, ich will keine Winkelzüge machen."

„Nennst Du das Winkelzüge?"

„Ja!"

„Es ist nur recht und billig, daß Dir bleibt, was Du erarbeitet hast."

Er zuckte die Achseln. „Ich will keine Gnade, ich will kein Geschenk. Falkner soll haben, was er mit Recht fordern darf."

Sie rang die Hände. „Und Deine Frau, Deine Töchter, wenn Du denn an Dich selbst nicht denken willst! Doch," fuhr sie in einem veränderten Ton fort, „wozu streiten wir, es wird dahin nicht kommen. Adelheid wird Roland Porter's Frau und alle Schwierigkeiten sind überwunden."

Frau Nagel war keineswegs von dieser Lösung der Wirren so fest überzeugt wie sie sich den Anschein gab. Es galt zunächst den Muth ihres Mannes zu stärken, das Geheimniß zu wahren und ihn abzuhalten, daß er irgend einen übereilten Schritt thue. Es galt Zeit zu gewinnen. Der Tropfen höhlt den Stein, sie hoffte ihn doch noch dahin zu bringen. daß er Porter einen Vergleich vorschlüge, äußersten Falles war sie entschlossen, sich an die Großmuth des jungen Mannes oder seines Vaters zu wenden. Der beste Ausweg war und blieb freilich eine Heirath zwischen Adelheid und Porter und je mehr sie den jungen Mann kennen lernte, um so weniger fand sie, daß ihrer Tochter damit ein Opfer zugemuthet ward. Sie begünstigte die Annäherung Beider auf jede Weise, während sie unauffällig und doch sehr geschickt Wilde fern zu halten wußte; sie bewirkte dadurch aber gerade das Gegentheil. Adelheid behandelte Porter mit immer steigender Kälte, in dem so gut gearteten, sanften Mädchen regte

sich ein Trotz und ein Eigenwille, welcher die Mutter überraschte.

Frau Nagel saß in ihrem kleinen Boudoir beim ersten Frühstück, das sie dort allein einzunehmen pflegte, da sie sich gewöhnlich etwas später als Gatte und Tochter von ihrem Lager erhob, als nach kurzem, schnellen Anklopfen Adelheid zu ihr in's Zimmer trat.

„Lies diesen Brief, Mutter," sagte sie und reichte ihr einen elfenbeinweißen starken, glatten Bogen hin, auf welchen eine kräftige Männerhand feste, klare Schriftzüge geworfen hatte.

Frau Nagel nahm den Brief nicht, sondern sagte mit einer abwehrenden Bewegung der Hand: „Der Brief ist von Wilde; ich habe Dich doch gebeten, nein, Dir befohlen, jeden schriftlichen Verkehr mit ihm zu meiden."

„Was sollen wir thun, wenn Du uns jede Gelegenheit abschneidest, uns zu sehen?" entgegnete Adelheid während ihr liebliches Gesicht sich höher röthete. „Wenn er kommt, wird er unter einem Vorwand abgewiesen, Du hast sogar unsere Empfangsabende am Mittwoch abgesagt, nur damit er sich nicht einfindet."

„Du irrst Dich, Adelheid," sagte Frau Nagel gelassen, während sie die vor ihr auf dem Tische stehende Tasse aufnahm und den darin befindlichen Rest schlürfte.

„Ich muß auf Deinen Vater Rücksicht nehmen, er befindet sich nicht in der Gemüthsverfassung, sein Haus mit Gästen zu füllen."

„Und doch vergeht kein Tag, ohne daß wir welche haben," erwiderte Adelheid; „das hebt auch Dankmar hervor; bitte lies, was er schreibt."

„Es nützt nichts, mein Kind, es wäre besser, ich würfe das Papier ungelesen in die Flamme," antwortete Frau Nagel, nur mit Mühe gegen die aufsteigende Wehmuth ankämpfend, und sie wies auf den Kamin, in dem ein helles Feuer brannte, denn der Octobermorgen war sehr frisch.

Adelheid bemerkte sehr wohl die weiche Stimmung der Mutter und fuhr, sie halb umschlingend und sich neben dem Divan, auf dem sie saß, auf einem Polster niederlassend, fort: „Lies den Brief, Mutter, höre meine Bitten, und Du kannst nicht widerstehen. Du wirst uns eine Fürsprecherin beim Vater sein!"

„Um Gotteswillen, Kind, was habt Ihr vor?" rief Frau Nagel und durchflog nun den Brief schnell mit den Augen. „Dankmar will zum Vater gehen, er will um Dich anhalten! Das muß verhindert werden!"

„Mutter!" schrie Adelheid.

„Erspare uns, erspare Deinem Vater, erspare Wilde das!" bat Frau Nagel mit aufgehobenen Händen,

tödtlich erschrocken bei der Vorstellung, welche Wirkung ein solcher Schritt auf ihren Gatten ausüben könnte.

„Ich glaube, Du thust dem Vater Unrecht. Dankmar trifft das Richtige, wenn er schreibt, wir hätten uns schon lange vertrauensvoll an ihn wenden sollen. Du hast es nicht gewollt.“

„Und ich will es jetzt weniger als je.“

„Der Vater liebt mich, er ist immer zärtlich, gütig gegen mich gewesen; er kann mein Glück nicht einem Vorurtheil opfern.“

„Es ist kein Vorurtheil!“ rief Frau Nagel aufspringend. „Wenn Dein Vater auch wollte, er kann Dich keinem mittellosen Officier geben, denn wir sind arm, ganz arm.“

Adelheid fuhr zurück und warf dann ungläubige Blicke auf ihre Umgebung, auf das elegante Morgenkleid ihrer Mutter, auf ihre eigene zwar einfache, aber gewählte Kleidung, auf das Kaffeegeschirr aus feinstem Porzellan, das auf silbernem Brett auf einer wie Atlas glänzenden Serviette stand, auf die geschmackvolle Einrichtung des Zimmers, die werthvollen Kupferstiche an den Wänden und die überall verstreuten kostbaren Kleinigkeiten, und zum Fenster hinaus auf den noch im Schmucke des Herbstes prangenden, sorgsam vom Gärtner in Ordnung gehaltenen Garten.

„Ich verstehe Dich sehr wohl,“ sagte Frau Nagel, die den Blicken der Tochter gefolgt war, „aber das alles wird verschwinden wie das Hexengold am nächsten Tage, wenn — wenn Du darauf bestehst, keinen Andern als Dankmar von Wilde zum Gatten zu nehmen.“

„Keinen Andern als Dankmar von Wilde,“ wiederholte Adelheid finster und nachdenklich, dann schrie sie auf. „Es ist also nicht genug, daß ich dem Geliebten entsagen soll — ich soll, ich soll an einen Andern verkauft werden!“

„Adelheid, welche Sprache, welche Auffassung!“

„Ich wollte nicht daran glauben, ich redete es mir als unmöglich, als eine Beleidigung meiner Eltern aus, daß der junge Amerikaner in irgend einer Absicht so oft in unser Haus geladen, daß ihm gestattet wird, mir allerlei Aufmerksamkeiten zu erweisen, obgleich ich instinktmäßig eine abweisende Haltung gegen ihn annahm, jetzt kann ich mich gegen diese Wahrnehmung nicht mehr verschließen!“ Sie rang die Hände, Thränen entströmten ihren Augen.

„Adelheid, was hast Du gegen Roland Porter?“ fragte Frau Nagel, ohne auf die in den Worten der Tochter enthaltene Anfrage einzugehen.

„Nichts!“ antwortete das junge Mädchen, das heftig im Zimmer umhergegangen war, und blieb vor

der Mutter stehen. „Er gefällt mir sogar sehr gut, ich könnte ehrliche Freundschaft mit ihm schließen, wenn ich nicht den Argwohn hätte, daß die Absicht vorläge — Mutter, sage, daß ich mich getäuscht habe!" schrie sie auf und warf sich vor ihr nieder.

Frau Nagel strich ihr mit der Hand liebkosend über das Haar. „Du hast Dich nicht getäuscht, es ist unser Wunsch, daß aus Porter und Dir ein Paar werde, ich habe schon seit mehreren Tagen die Gelegenheit gesucht, offen mit Dir darüber zu sprechen; nun hast Du sie selbst herbeigeführt."

„Mutter, Mutter!" stöhnte Adelheid.

„Du sagst selbst, daß er Dir gefalle, daß er Dir ein Freund sein könnte, warum nicht mehr?" fragte Frau Nagel.

„Läßt sich denn dem Herzen gebieten? Vielleicht, wenn mir Dankmar nie begegnet, wenn ich ganz frei wäre, — aber nie, nie breche ich ihm die Treue."

„Du hast ihm keine gelobt, Du bist nicht seine Braut."

„Das ist Sophisterei; ich habe mich ihm versprochen."

„Ohne die Zustimmung, — gegen den Willen Deiner Eltern?" fragte Frau Nagel vorwurfsvoll. „Nimm' Vernunft an; Dankmar selbst muß Dir Dein Wort

zurückgeben, Ihr verspracht Euch unter ganz anderen Voraussetzungen; er kann, er darf keine arme Frau heirathen."

„Wenn das wirklich wahr ist, so muß ich ihm entsagen," schluchzte Adelheid, „aber nie, nie werde ich die Frau eines anderen Mannes."

„Mein Kind! —"

„Rede mir nicht von der Macht der Zeit und der Umstände," unterbrach sie die Mutter, „ich weiß, ich werde nie anders denken."

„Roland Porter — —," begann Frau Nagel, aber Adelheid ließ sie wiederum nicht weiter sprechen.

„Laß doch diesen Amerikaner, der gekommen zu sein scheint, um sich eine deutsche Frau zu holen, anderweitig Umschau unter den Töchtern des Landes halten; es wird genug geben, die ihn gern erhören; warum muß ich es sein?"

„Weil Du vom ersten Augenblick an, wo er Dich gesehen hat, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hast, weil er Dich liebt —"

Sie schüttelte sehr energisch den Kopf. „Er liebt mich nicht."

„Aber Adelheid!"

„Ich mag ihm gefallen, es mag in dieser oder jener Hinsicht seinem Zweck entsprechen, mich zu hei-

rathen, aber Liebe, wahre, echte Liebe hat er nicht für mich, das kann ich beurtheilen, weil ich sie kenne." Eine hohe Gluth brannte bei diesen Worten auf ihren Wangen.

„Die Liebe äußert sich bei verschiedenen Menschen verschieden," entgegnete Frau Nagel.

„Es gibt nur eine Liebe. Mutter, ich bitte Dich, sprich mir nicht wieder von diesem Heirathsplan, nicht wieder von dem Amerikaner, laß ihn nicht mehr in's Haus kommen, und ich will Dankmar schreiben, daß — daß er sich versetzen lassen soll!" Sie brachte die letzten Worte nur mit großer Anstrengung hervor.

„Du wirst das Letztere thuen müssen, ohne daß ich Dir das Erstere versprechen kann," sagte Frau Nagel traurig. „Adelheid, ich kann es Dir nicht länger verhehlen, wir haben sehr große Verpflichtungen gegen Porter, unser Schicksal, unsere Zukunft ruht in seiner Hand."

Das junge Mädchen öffnete die Augen weit, Schreck und Staunen malten sich in ihrem tief erbleichenden Gesichte. „Ich verstehe, ich begreife das nicht," stammelte sie.

„Porter oder vielmehr dessen Vater hat an Deinen Vater eine Forderung, die, wenn sie vollständig bezahlt werden muß, unser ganzes Vermögen verschlingt. Die

Schuld schreibt sich schon von vielen Jahren her," fügte sie schnell hinzu, als sie den bestürzten, ungläubigen Blick der Tochter auf sich gerichtet sah. „Dein Vater hatte jenen Mann längst aus den Augen verloren, er hielt ihn für todt, für verschollen, da trat ihm die Erinnerung an ihn lebendig in der Gestalt seines ihm sehr ähnlichen Sohnes entgegen."

„Deshalb, deshalb!" flüsterte Adelheid, sich an die Stirne greifend. Jene Scene am Empfangsabend kam ihr wieder in's Gedächtniß, dann sagte sie tonlos: „So haben wir schon lange vom Gute eines Andern gelebt und —"

„Geschwelgt," vollendete die Mutter den Satz, da Adelheid zauderte, „sage das nicht, meine Tochter, wirf keinen Stein auf Deinen Vater, er ist das Opfer einer eigenthümlichen Verkettung von Umständen geworden. Aber die Welt wird streng urtheilen; nicht nur sein Vermögen, sondern seine Ehre steht auf dem Spiel, und das könnte er nicht überleben. Deshalb flehe ich Dich an, rette uns vor Schande und Armuth, rette das Leben Deines Vaters!" Sie hob die gefalteten Hände zu Adelheid empor, auch ihre Augen standen jetzt voll Thränen.

Diese war tief erschüttert. „O das ist furchtbar," stammelte sie.

„Es hängt ja nur von Dir ab, das Unheil abzuwenden und alles zum Guten zu führen," redete Frau Nagel eindringlich weiter. „Porter ist edelmüthig genug, die Hand zu einem Vergleiche zu bieten. Wenn Du Dich entschließest, seine Frau zu werden —"

„Nie! nie!" schrie sie, „ich bin kein Tausch- und Handelsobjekt! Selbst wenn mein Herz und mein Wort nicht einem Andern gehörten, würde ich mich dazu nicht hergeben."

„Du sprichst in der ersten Erregung, mein Kind, überlege, Du wirst anderer Ansicht werden."

„Nie, nie!" sie warf stolz den schönen Kopf zurück. „Diese Herren Amerikaner sollen nicht denken, daß bei uns auch für Geld alles feil sei, ich will ihnen beweisen, daß ein deutsches Mädchen den Muth hat —"

„Den traurigen Muth hat, ihre Eltern und Geschwister dem Elende verfallen zu sehen, wo sie im Stande wäre, sie zu retten," fiel Frau Nagel schneidend ein.

Adelheid zuckte zusammen, als hätte sie einen schmerzhaften Hieb erhalten, der Vorwurf der Mutter traf sie in's Herz, und dennoch gab sie ihre Sache noch nicht verloren. „Du übertreibst, wozu bedürfen wir des Reichthums?" fragte sie.

„Zwischen Reichthum und der Armuth, die unserer

warten würde, ist ein großer Unterschied," seufzte Frau Nagel.

„Der Vater ist im Grunde anspruchslos, Marianne hat so wenig Bedürfnisse, ich werde gern ihrem Beispiele folgen, und Dich, Mutter, soll die Liebe und die Zärtlichkeit Deiner Kinder entschädigen."

„Schon gut, schon gut," sagte Frau Nagel kalt, „was ich von der Liebe und Dankbarkeit meiner Kinder zu erwarten habe, das beweist Du mir in dieser Stunde."

„O Mutter, das ist grausam!"

„Lange nicht so grausam wie Du. Noch einmal Adelheid, Du bist unsere, bist Deines Vaters einzige Hoffnung."

Einige Minuten herrschte tiefes Schweigen im Zimmer. Man hörte nur das Ticken der auf dem Kamin stehenden Uhr im Broncegehäuse, das leise Flattern des in dem vergoldeten Bauer am Fenster befindlichen Wellensittichs und das noch leisere Schluchzen des jungen Mädchens, dann fragte diese halblaut zögernd:

„Und Walter? Er ist reich, kann er uns nicht helfen?"

Frau Nagel lachte bitter. „Daß er das nicht kann, dafür hat schon sein würdiger Großvater gesorgt,

der in seinem Testamente verfügte, daß der größte Theil des Geldes unantastbar bleibt und entweder Walters Kindern oder falls er unverheirathet und kinderlos stirbt, Stiftungen zufällt, damit es nur ja nicht den Kindern des von ihm so unversöhnlich gehaßten Mannes zugute kommen könne. Und man muß jetzt sogar anerkennen, daß die Maßregel eine weise war," fügte sie mit eisigem Hohne hinzu, „denn Walter wird außer diesem eisernen Fonds auch bald nichts mehr besitzen. Er hat Deinem Vater bereits alles, worüber er verfügen kann, ins Geschäft gegeben, es wird mit dazu verwendet werden müssen, Porter zu befriedigen."

„Wie schrecklich! Weiß er das schon?"

„Nein; Niemand weiß außer Deinem Vater und Porter bis jetzt um die unglückselige Angelegenheit als Du und ich; wir glaubten ja das Unheil noch beschwören zu können: In Deiner Hand liegt es —"

„Laß mich mit Porter reden!" rief Adelheid lebhaft. „Ich will ihm Alles sagen, ich will ihn anflehen —"

„Du traust dem Amerikaner doch mehr Großmuth zu als von ihm zu erwarten ist, mehr als Du selbst besitzest, mehr als Dein Vater von dem abgewiesenen Freier annehmen könnte," unterbrach sie Frau Nagel

mit immer steigendem Unmuth. „Ja selbst wenn er sich nachsichtig zeigen wollte, so darf er es nicht, denn er ist nur der Bevollmächtigte seines Vaters. Adelheid, Du kannst nicht eigensinnig, nicht hartherzig bleiben," fügte sie wieder in einen warmen, herzlichen Ton übergehend hinzu, „es gibt keinen anderen Ausweg. Sieh, Deine Mutter liegt vor Dir auf den Knieen!"

Adelheid fing die vor ihr auf den Teppich Niedergleitende in ihren Armen auf. „Nicht so, liebe Mutter," bat sie. „Ach das Alles kommt ja über mich so plötzlich, so unerwartet. Laß mir Zeit, mich zu besinnen, mich in die neuen Verhältnisse zu finden."

„Du willst überlegen, Du willst Dich besinnen!" rief Frau Nagel freudig und drückte die Tochter an das Herz. „Weiter verlange ich ja jetzt nichts von Dir."

„Doch, doch, Mutter, Du verlangst, Du erwartest mehr," und in Adelheid's Gesicht malte sich eine tiefe Seelenqual.

„Du wirst diese Erwartung nicht täuschen, jetzt, wo Du weißt, um was es sich handelt, wirst Du Dich bemühen, Porters guten Eigenschaften immer mehr gerecht zu werden, Du wirst ihn lieben lernen."

Adelheid schüttelte den Kopf. „Niemals, Mutter, niemals!"

„Wie manches Mädchen hat das gesagt und ist in ihrer Ehe sehr glücklich geworden!“

„Nicht ich, die einem Andern entsagen und sich den Vorwurf machen muß, auch sein Leben zerstört zu haben. O Dankmar, Dankmar!“

„Männer gehen an einem solchen Kummer nicht zu Grunde,“ erwiederte die Mutter überlegen und setzte dann ernst, beinahe strenge hinzu: „Du darfst ihn nicht wiedersehen, das fordere ich jetzt unerbittlich von Dir.“

Adelheid neigte das Haupt wie ein Schlachtopfer, das den Todesstreich empfangen soll. „Und dieser Brief?“ fragte sie, das Blatt aufhebend, das die Mutter während des erregten Gespräches hatte auf den Boden fallen lassen.

„Diesen Brief werde ich beantworten,“ erwiederte Frau Nagel und nahm ihn aus der Tochter Hand. „Adelheid, ob Du Porter erhören oder abweisen, ob Du die Deinigen retten oder sie der Armuth und der Schmach überlassen willst, daß muß ich Dir anheimgeben, was aber Wilde anbetrifft, fordere ich Gehorsam von Dir. Du wirst ihn nicht wiedersehen, Briefe, die er an Dich etwa schreiben wird, nicht beantworten.“

„O Mutter, Mutter!“

„Bedenke, daß Du nie seine Frau werden kannst, denn —"

„Genug, genug, Mutter, Du hast mir alles gesagt, wiederhole nichts," bat das gequälte Mädchen, „ich gebe Dir das Versprechen."

„Frau Nagel schloß sie in die Arme und küßte sie. „Und das Andere?"

„Laß mir Zeit, laß mir Zeit!" Sie wankte aus dem Zimmer.

„Mein armes, armes Kind!" stöhnte Frau Nagel händeringend, sobald sie sich allein sah und große, schwere Thränen flossen aus ihren Augen und tropften auf das Briefblatt, dessen Inhalt sie jetzt erst aufmerksam durchlas.

„Welche männliche, welche ehrenhafte Sprache, wie gern vertraute ich ihm das Schicksal meiner Tochter an, aber es kann nicht sein! Und sie wird auch bei Porter gut geborgen sein," tröstete sie sich dann, „sie wird ihn achten, ihm vertrauen und glücklich sein, in dem Bewußtsein, die Ihrigen gerettet zu haben."

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und begann einen Brief zu schreiben, aber nur sehr langsam flossen der sonst sehr gewandten Briefschreiberin die Worte aus der Feder und es war eine geraume Zeit vergangen, als sie die Glocke berührte und dem eintreten-

den Diener den Brief zur Beförderung übergab. Gleichzeitig beauftragte sie ihn, dem Kutscher den Befehl zum Anspannen zu überbringen; dann ließ sie sich ankleiden, um in die Stadt zu fahren; sie wollte ihrem Gatten das Ergebniß ihrer Unterredung mit Adelheid melden.

„Ich kann mich dieses Sieges nicht freuen, wenn es wirklich einer ist", sagte der Bankier, und nun war es seine Frau, die ihm bewies, daß Adelheid, indem sie ihn der Sorgen überhob, sich selbst ein sehr freundliches Loos bereite.

VI.

„Ihren an meine Tochter gerichteten Brief beantworte ich mit der Offenheit, die ich einem von mir hochgeachteten Manne schuldig zu sein glaube, mit dem vollen Vertrauen zu der unerschütterlichen Ehrenhaftigkeit und Verschwiegenheit des Edelmannes und Officiers. Herr von Wilde, Sie lieben meine Tochter und werden von ihr geliebt; Sie wollen bei meinem Gatten um ihre Hand anhalten; unterlassen Sie diesen Schritt, ich bitte Sie darum, er ist nicht nur vollständig aussichtslos, sondern würde für Sie, wie für meinen Mann nur die peinlichste Situation schaffen, denn welchen Vorwand er auch nähme, Ihnen ein abschlägige Antwort zu geben, Sie würden tief dadurch verletzt werden. Den wahren Grund kann er Ihnen aber nicht sagen, das verbieten ihm tausend Rücksichten. Ich, die ich mich durch solche nicht gebunden glaube, die so gern die Hand der Tochter in die Ihrige gelegt hätte, will ihn Ihnen im Vertrauen auf Ihre Discretion nennen:

Adelheid ist ganz arm. Sie werden lachen, Sie werden glauben, daß ich Winkelzüge mache, ich schwöre, daß ich die volle Wahrheit sage beim Leben und beim Glück meiner Kinder. Während wir anscheinend im Reichthum und Ueberfluß leben, ist mein Gatte außer Stande seiner Tochter ein Ihrer Stellung entsprechendes Heirathsgut zu geben oder ihr einen angemessenen jährlichen Zuschuß zuzusichern, und Sie können keine vermögenslose Frau heirathen, Sie sind gebannt durch den Spruch: noblesse oblige.

„Eine schwere, finstere Wolke hängt jetzt über unseren Häuptern, es ist möglich, daß sie vorüberzieht, aber knüpfen Sie daran keine Hoffnungen. Es kann dies nur geschehen, wenn Adelheid für alle Zeiten auf Sie verzichtet; machen Sie das dem armen Mädchen nicht zu schwer. Nach hartem Kampfe hat sie mir gelobt, Sie nicht wiederzusehen, nicht an Sie zu schreiben, keine Briefe von Ihnen anzunehmen. Versuchen Sie nicht, sie zum Ungehorsam zu verleiten aus Barmherzigkeit um ihres Friedens willen.

„Ich habe Ihnen anvertraut so viel, nein, viel mehr als ich sagen darf, noch deutlicher kann ich mich nicht erklären. Lassen Sie sich daran und an der Versicherung genügen, daß ich handele unter dem Drucke der zwingendsten Nothwendigkeit und in der Zuversicht,

daß Sie Niemand, wer es auch sei, nur eine Silbe von dem Bekenntniß, das ich Ihnen abgelegt, verrathen; schweres, unabsehbares Unheil könnte daraus für uns entstehen.

„Und damit Gott befohlen, Herr Lieutenant von Wilde. Ihrem Edelmuth, Ihrer Ritterlichkeit vertraut unbedingt Ihre Sie hochachtende Marie Nagel."

Wohl zum sechsten Male las Lieutenant von Wilde den Brief dieses Inhaltes, den er bei seiner Heimkehr vom Dienst auf dem Tische des Wohnzimmers seiner in der Kochstraße belegenen recht bescheidenen Wohnung gefunden hatte, und bei jedem Male veränderte sich seine Haltung und Stimmung.

Er hatte den Bogen, nachdem er das Couvert aufgerissen und die Zeilen hastig überflogen, zornig von sich geschleudert, er hatte bitter und spöttisch darüber gelacht, er hatte laut und schmerzlich aufgeschrieen als sei ihm eine körperliche Verwundung zugefügt worden; er war im Zimmer auf- und abgelaufen, daß der Boden unter seinen sporenklirrenden Tritten erzitterte und hatte sich dann ermattet auf das Sopha geworfen.

Dann ward er ruhiger; er las Satz für Satz, Wort für Wort prüfend und erwägend, und mehr und mehr kam ihm die Ueberzeugung: dieser Brief enthält

Wahrheit. Er ist der Aufschrei eines vom tiefsten Mitleid mit der Tochter erfüllten Mutterherzens, er enthält das Bekenntniß einer am Rande der Verzweiflung stehenden Frau und er birgt ein Geheimniß, zu dessen Hüter ihn die Schreiberin mitmachte, ohne es ihm doch in seinem ganzen Umfange zu enthüllen.

„Wer vermag die Fäden zu entwirren, an denen das Geschick eines solchen Handelshauses hängt,“ murmelte er und dann besann er sich, daß er gehört hatte, Nagel solle zuweilen recht gewagte Speculationen machen; er hatte nicht darauf geachtet, die Tochter war ihm so viel, daß er darüber des Vaters beinahe vergessen hatte. Nun fiel ihm das schwer auf die Seele.

„Noblesse oblige!“ seufzte er, „man würde mir die Ehe mit der Tochter des reichen Speculanten vielleicht auch verübeln, ganz gewiß aber, wenn die Speculationen fehlschlügen, wenn er arm würde.

„O Gott, wie gebunden durch tausenderlei Rücksichten sind wir, welche Schranken sind aufgerichtet zwischen uns und dem rein menschlichen Gefühl, wie eisern sind die Gesetze unseres Standes.

„Und doch sind sie weise und nothwendig!“ fuhr er sich erhebend in seinem Selbstgespräche fort, „der Einzelne muß sich ihnen beugen um des Ganzen willen. Aber es ist hart, furchtbar hart. Adelheid, Du süße,

liebliche Blume, Du Licht meines Lebens, ich soll Dich lassen, weil Deine Hand mir nicht die Mittel zubringt für ein standesgemäßes Leben.

„Wie dehnbar ist dieser Begriff," fuhr er in seinen Betrachtungen fort, während er am Fenster stand und auf die Straße blickte, ohne von dem sich da unten entfaltenden Treiben das Geringste wahrzunehmen, „wie dehnbar, selbst schon innerhalb unseres Standes. Was für den adligen Gardeofficier einfach standesgemäß, das ist für den bürgerlichen Officier in einem Linien=regimente in einer kleineren Garnisonsstadt ein großer unerhörter und ungekannter Luxus. Wie bescheiden, wie anspruchslos, und doch wie glücklich sind solche Familien oft!"

Er vergegenwärtigte sich das Leben wie er es in den Häusern solcher Officiere wohl gelegentlich kennen gelernt und empfand etwas wie Sehnsucht darnach.

„Wenn ich mich versetzen ließe!" überlegte er. „Ich stehe dicht vor dem Rittmeister. Dann könnte ich auch ein armes Mädchen heimführen, wenn — wenn sie sich bescheiden will! Aber wird das Adel=heid können? Wird sie es wollen?" und er stellte sich den im Nagel'schen Hause herrschenden Luxus, die prächtig eingerichtete Villa, die Toilette der Damen,

das gesellschaftliche Leben, die ausgesuchte Bewirthung der Gäste vor.

„Wird sie dem allem entsagen und das einfache, mancherlei Entbehrungen fordernde Leben einer Officiersfrau führen wollen?“ fragte er sich. „Sie wird es, denn sie liebt mich und ihr Sinn ist nicht auf Aeußerlichkeiten gerichtet; ich werde ihr das alles vorstellen, ich —“

Er zuckte schmerzlich zusammen; sein Auge fiel wieder auf den Brief. Adelheid's Mutter hatte an seine Ehrenhaftigkeit appellirt, daß er keinen Versuch machen sollte, ihre Tochter zu sprechen oder ihr zu schreiben, er durfte dieses Vertrauen nicht täuschen.

„Sie wird selbst dieses Verlangen zurücknehmen, wenn ich ihr schreibe, daß ich trotz alledem nicht von Adelheid lasse, wenn ich ihr mittheile, welche Schritte ich unternommen habe, um in einer hoffentlich nicht allzufernen Zeit die Geliebte als mein Weib heimführen zu können, auch wenn sie mir kein irdisches Gut zubringt.“

Freudig gehoben durch diesen Entschluß ging er sogleich an die Ausführung. Mit fester Hand schrieb er das dienstliche Gesuch um seine Versetzung in ein Linien-Regiment in der Provinz in vorschriftmäßiger

Weise nieder und richtete alsdann einen langen Brief an Frau Nagel.

In warmen und ehrerbietigen Ausdrücken dankte er ihr für das ihm geschenkte Vertrauen und versicherte, daß er sich desselben würdig machen werde. Nur eins, was sie von ihm verlange, vermöge er nicht, Adelheid aufzugeben; um sie zu erringen, sei ihm kein Opfer zu groß. Er unterrichtete sie alsdann, daß er um seine Versetzung in ein Linienregiment in der Provinz eingekommen sei, wo er hoffen dürfe als Rittmeister bald die Geliebte heirathen zu können. Zum Schlusse bat er sie innig, Adelheid von seinem Schritte Mittheilung zu machen und ihm eine Unterredung mit ihr zu gestatten, damit er aus ihrem eigenen Munde höre, daß sie geneigt sei, das bescheidene Loos, das er ihr bieten könne, mit ihm zu theilen.

Frau Nagel erfüllte nur den ersten Theil dieser Bitte. Sie sagte ihrer Tochter, Wilde habe ihr geschrieben, daß er sich von Berlin versetzen lassen wolle, aber sie erwähnte nichts von den daran geknüpften Mittheilungen und Bitten und ließ Adelheid glauben, er habe sich ohne Widerstreben in die Trennung gefügt, sobald er erfahren, daß sie nicht die Tochter eines sehr reichen Mannes, sondern eine mitgiftlose Braut sei. Dem Lieutenant schrieb sie aber ganz kurz, sie

bedaure, daß sie seinen Wünschen nicht entsprechen könne und ließ nicht undeutlich durchblicken, daß sie im Einverständniß mit ihrer Tochter handele, deren Erziehung und bisherige Lebenslage sie ungeeignet mache, die Frau eines armen Officiers in einer kleinen Provinzialstadt zu werden.

Es ward Frau Nagel nicht leicht, dieses Doppelspiel durchzuführen, es sträubte sich in ihr vieles dagegen, aber sie glaubte zum Besten Aller zu handeln und wandte auf ihr Thun den jesuitischen Grundsatz an: der Zweck heiligt die Mittel. Nach ihrer Ansicht konnte weder dem Lieutenant von Wilde, noch ihrer Tochter unter den obwaltenden Verhältnissen ein Glück erwachsen, wohl aber konnte die Aussicht, daß eine solche möglich sei, konnte die Wahrnehmung, daß Wilde nicht von ihr lassen, vielmehr für ihren Besitz die schwersten Opfer bringen wolle, Adelheid veranlassen, die bis jetzt gemachten geringen Zugeständnisse wieder zurückzunehmen.

In ihrer Vorsicht ging sie sogar noch einen Schritt weiter und traf Maßregeln, daß jeder Brief, der an ihre Tochter gelangte, erst durch ihre Hände gehen mußte.

Sie hätte das nicht nöthig gehabt. In seiner strengen Loyalität und Ehrlichkeit fiel es dem Lieutenant

gar nicht ein, daß eine Dame, welche ihn zum Vertrauten eines Familiengeheimnisses gemacht hatte, der er sein Herz geöffnet, in deren Hände er sein Geschick gelegt, ein falsches Spiel mit ihm treiben könne. Er hielt ihren Brief für vollkommen aufrichtig und las aus demselben mit bitterem Schmerze die Thatsache heraus, daß Adelheid ihn aufgegeben hatte.

Sein Uebertritt in ein Linien-Regiment der Provinz war nun zwecklos geworden, aber es fiel ihm nicht ein, ihn rückgängig zu machen. Er sehnte sich darnach, Berlin verlassen zu können, in einem fernen, versteckten Winkel mit seinem Schmerz und seinem Groll gegen die Ungetreue und doch so Heißgeliebte, Unvergeßliche allein zu sein. Mit der ganzen Kraft seiner ernsten und starken Natur hatte er seine Liebe zu Adelheid erfaßt und die furchtbare Täuschung, die er darin erfahren zu haben glaubte, hatte das Ideal zertrümmert, daß er sich von Frauenwerth und Frauentreue gemacht.

Während der Zeit, die er noch in Berlin bei seinem Regimente ausharren mußte, zeigte er sich den Kameraden gegenüber noch zurückhaltender als zuvor und von einer Abgeschlossenheit, die man sonst nicht an ihm wahrgenommen hatte. Es hielt sich von jeder engeren Annäherung zurück und seine schroffe Ab-

lehnung jedes freundlichen Entgegenkommens würde leicht zu unangenehmen Auftritten geführt haben, wenn Wilde nicht wegen seines ehrenhaften Charakters und seiner bisher stets bethätigten guten Kameradschaft allgemein geachtet und beliebt gewesen wäre.

Noch mehr als die Officiere empfand Roland Porter die Veränderung im Wesen des Lieutenants. Wenn sich zwischen ihnen auch keineswegs eine Intimität herausgebildet hatte, so war Wilde doch nicht unempfindlich gegen das ihm so offen entgegen gebrachte Wohlwollen des jungen Amerikaners gewesen und er war ihm gegenüber zuweilen mehr aus sich herausgegangen als im Verkehr mit den Kameraden. Jetzt streifte die hochmüthige Kälte, mit welcher er Porter behandelte, mehrfach an Unhöflichkeit und es bedurfte der dem jungen Mann in so hohem Grade eigenen Gelassenheit und Liebenswürdigkeit, um jeden Streit zu vermeiden.

Mehrmals hatte er sich schon vorgenommen, dem unwirschen, launenhaften Gesellen den Rücken zu kehren und sich nichts mehr mit ihm zu thun zu machen, aber er vermochte das nicht, in eigenartiger Weise fühlte er sich gefesselt und kopfschüttelnd sprach er zuweilen zu sich: „Ich glaube wahrhaftig, ich bin auch nur ein Hund, — wen ich lieb habe, zu dem muß

ich immer wieder kommen, er mag mich haben wollen oder nicht."

Was aber noch weit merkwürdiger war, auch Wilde konnte nicht fern von Roland bleiben. Hatte er ihn noch so hochmüthig abgefertigt, so gab er ihm bald genug wieder Gelegenheit, sich ihm zu nähern. Roland war der Einzige, von dem er etwas aus dem Nagel'schen Hause erfahren konnte, denn der Verkehr mit Walter, der stets sehr oberflächlich gewesen, hatte ganz aufgehört, da der junge Gelehrte vor einem Examen stand, ganz in seine wissenschaftliche Arbeit vertieft war und sich um die Außenwelt wenig kümmerte.

Von Anfang an hatte Wilde eine eifersüchtige Regung gegen Porter empfunden und diese war nun stärker und stärker geworden. Noch immer brütete er über den Brief, den ihm Frau Nagel geschrieben und er glaubte den Satz jetzt richtig zu deuten: „Es ist möglich, daß die jetzt über uns hängende Wolke vorzieht, aber knüpfen Sie daran keine Hoffnungen; es kann dies nur geschehen, wenn Adelheid für alle Zeiten auf Sie verzichtet."

„Sie haben einen reichen Freier für Adelheid, und das ist Niemand als dieser Amerikaner!" knirschte er. „Darum wird der arme Officier beseitigt; während sie sich jetzt von aller Geselligkeit fern halten, hat er

ungehinderten Zutritt zu ihnen. Und Adelheid zieht ihn, der ihr Luxus und Wohlleben bieten kann, mir vor."

Er empfand einen heftigen Groll gegen Porter und machte ihm durch brüskes Benehmen bemerklich, welchen Abstand er zwischen sich und ihm erblickte, er nahm sich vor, ihn keines Wortes wieder zu würdigen, und vermochte doch nicht von ihm zu lassen. Sehr geschickt und wie er meinte ganz zufällig brachte er immer wieder das Gespräch auf Nagels und suchte den Amerikaner auszuforschen, dieser war ihm jedoch weit überlegen und stets auf seiner Hut.

„Der arme Kerl hat sich einen Korb von Adelheid Nagel geholt," schloß er, „und sein Herz, wie sein Stolz mögen dabei eine gleich tiefe Wunde erhalten haben. Er wittert in mir den Nebenbuhler, daher sein schroffes Betragen, und er will von mir hören, was seinem Schmerze doch nur neue Nahrung geben kann."

Roland war weit entfernt, den wahren Sachverhalt zu ahnen. Es war ihm von Frau Nagel versichert worden, daß Adelheids Herz ganz frei sei, und während der letzten Wochen schien sie auch seinen Bewerbungen um sie ein geneigteres Ohr zu leihen.

„Sie liebt mich nicht schwärmerisch," war das

Ergebniß seiner Beobachtungen, „hätte ich nicht mehr zu bieten, als Lieutenant von Wilde, würde sie mich vielleicht mit einem Korbe heimschicken wie diesen; wie die Sachen aber liegen, wird sie mir ihr Jawort geben, und wir werden ganz glücklich mit einander sein. Sie ist schön, gebildet, liebenswürdig, was will ich mehr?"

Er seufzte. Es kam ihm vor als hätte er doch mehr vom Schicksal erwartet.

„Das sind Träumereien", fuhr er mit einer ungeduldigen Kopfbewegung fort. „Die verwickelte Geschichte ist nicht anders aus der Welt zu schaffen. Ich kann meine Geschwister nicht eigenmächtig um große Summen bringen, auf die sie als die Kinder meines Vaters ein gutes Recht haben, und ich kann ebensowenig Nagel zu Grunde richten, indem ich sofort die Auszahlung des ganzen Capitals von ihm verlange.

„Ich könnte ihm Zahlungstermine setzen, ihm anheimgeben, das Geld allmählich aus dem Geschäft zu ziehen, aber das geht bei seinem Hange zu gewagten Speculationen nicht an. Jetzt ist er im Besitze des Capitals, wer steht mir dafür, daß es nicht in einem Jahre verloren ist?

„Ich selbst muß dafür stehen!" sagte er sich auf-

richtend. „Als Schwiegersohn, als Theilnehmer und bald genug als der eigentliche Chef des Bankhauses werde ich schon dafür sorgen, daß die Geschäftsführung eine andere wird. In ein paar Jahren wird das Haus Christian Nagel und Comp. vollkommen gefestigt dastehen und ohne daß es dadurch Schaden leidet die Schuld seines Begründers an Heinrich Falkner alias Porter abtragen können.“

Er hatte in diesem Sinne an seinen Vater geschrieben und von diesem in einem langen Briefe die vollste Billigung seines Planes und den heißesten Segen zu seiner Verbindung erhalten. Aber noch immer wartete Porter senior vergebens, daß sein Sohn diesen Segen officiell einholen, daß er ihm und der Mutter die Anzeige von seiner Verlobung schicken sollte; schon wiederholt hatte er ihn gemahnt.

Einer noch größeren Unruhe bemächtigte sich Nagels und seiner Frau. Glaubte man Adelheid willig, so schien nun Porter zu zögern. Man ließ es an Winken und Ermunterungen nicht fehlen.

„Heute sage ich es ihr, die Sache muß zum Abschluß kommen!“ gelobte sich Roland so oft er in das Nagel'sche Haus ging und immer wieder kehrte er heim, ohne das entscheidende Wort gesprochen zu haben. Das junge Mädchen hatte sobald sie seine Absicht

merkte, eine so eigenthümliche Art, ihn halb bittend und halb zurückweisend anzusehen, daß ihm, dem sonst so Zuversichtlichen, immer wieder der Muth entfiel.

Ein Telegramm seines Vaters, von dessen wachsender Ungeduld diktirt, brachte ihn zur Entscheidung.

„Ich schreibe ihr, da kann sie mir das Wort nicht abschneiden“, entschloß er sich, und er brachte den nicht ohne Mühe verfaßten Brief selbst an seinen Bestimmungsort.

Schon am nächsten Morgen wurde ihm durch den Diener des Nagelschen Hauses ein Brief gebracht, der erste, den er je von Adelheid erhalten hatte.

Verwundert betrachtete er die kräftigen energischen Züge auf der Adresse, er hätte dem zarten, schüchternen Mädchen diese Handschrift nicht zugetraut, sein Staunen erreichte aber den höchsten Grad als er den Inhalt und die Unterschrift des Briefes kennen lernte.

„Mein Herr!“

„Würden Sie mir in einer sehr wichtigen Angelegenheit eine Unterredung bewilligen? Sie sind mir als Gentleman geschildert; ich hoffe also, daß Sie die Bitte einer Dame bewilligen und an der Sonderbarkeit derselben, wie an den begleitenden Nebenumständen keinen Anstoß nehmen werden.

„Ich erwarte Sie heute punkt zwölf Uhr in der

Rotunde des alten Museums. Erkennungszeichen: eine weiße Rose, die ich in der Hand und Sie im Knopfloch tragen werden.

Marianne Nagel."

Roland lachte laut auf. „Kurz und bündig. Also ist die andere Tochter endlich auf dem Plane erschienen. Und sie bestellt mich in aller Form zu einem Rendezvous! Sicher das erste, welches das kleine Monstrum in ihrem Leben gehabt hat. Will sie mir die Antwort auf meinen Brief an Adelheid bringen oder operirt sie auf eigener Hand? Und wozu muß ich deshalb nach dem Museum kommen?

„Nun die Sache ist jedenfalls pikant; es hätte gar nicht erst des Anrufs an meine Verpflichtung als Gentleman bedurft, um mich zum Erscheinen zu bestimmen.

„Der Brief gefällt mir und die Handschrift nicht minder. Wie kann man nur so hübsch schreiben und so häßlich sein."

Er vertiefte sich in die Schriftzüge und legte endlich den Brief als sei er ein werthvolles Dokument sorgfältig in seine Brieftasche.

VII.

„Marianne! Du hier! Ist das möglich?"

Mit diesen Worten sprang Adelheid Nagel, die in dem kleinen Gartensalon der Villa, den Kopf in die Hand gestützt, in tiefem, schmerzlichen Sinnen gesessen hatte, schnell und elastisch auf und eilte einem schlanken Mädchen in einfacher Reisetoilette entgegen, das, nachdem es die Thür möglichst geräuschlos geöffnet, im Rahmen derselben stehen geblieben war.

„Ja ich bin es, in Fleisch und Bein", erwiderte die Eingetretene in munterem Tone, „längst erwartet und nun doch eine Ueberraschung. Aber erhole Dich nur von Deinem Schreck und laß Dich erst ordentlich anschauen und ordentlich begrüßen."

Sie trat an den Tisch, schob die auf demselben brennende Lampe blitzschnell in die Höhe, nahm den Kopf ihrer Schwester zwischen beide Hände, blickte ihr prüfend ins Gesicht und drückte sie fest an sich. Als sie sie losließ, warf sich aber Adelheid von neuem in

ihre Arme und rief sich fest an sie klammernd unter Schuchzen: „O Marianne, Dich hat Gott gesandt, Du erscheinst mir wie ein Engel in meiner höchsten Noth.“

„Mein armes, armes Herz“, erwiderte Marianne der Schwester liebkosend, dann sagte sie aber, sie aus ihren Armen entlassend, mit sanfter, jedoch fester Stimme: „Sei ruhig, liebe Adelheid, laß mich wissen, was hier eigentlich vorgeht.“

„O, viel Trauriges, Unbegreifliches!“ seufzte Adelheid und ihre Thränen flossen von neuem.

„Das habe ich mir gedacht; ich konnte aus den seltsamen Andeutungen in den Briefen der Mutter nicht klug werden, auch der Inhalt der Deinigen ist mir räthselhaft —“

„Die Mutter hatte mir streng verboten, Dir mehr zu schreiben“, schaltete Adelheid ein und Marianne fuhr mit einem verständnißvollen Nicken fort:

„Da ließ es mir keine Ruhe mehr, ich mußte kommen und zusehen, was es hier eigentlich giebt; es setzte zwar einen Kampf mit der Tante; sie wollte mich nicht fortlassen.“

„Ist sie kränker?“

„Sie ist nicht schlimmer und nicht besser als sie schon seit Jahren ist und wahrscheinlich nach Jahren

sein wird, aber sie ist so sehr an meine Pflege und Gesellschaft gewöhnt."

„Du kannst doch aber nicht immer bei ihr bleiben."

„Davon später. Vorläufig hat sie mir nur auf ein paar Tage Urlaub gegeben und es hat sehr zu ihrer Beruhigung beigetragen, daß ich nur mit einem ganz kleinen Koffer, der wenig Kleider enthält, abgereist bin."

„Wie selbstsüchtig", sagte Adelheid, „aber bin ich es nicht auch?" fügte sie leicht erschreckend hinzu. „Ich bin nur mit meinen Gedanken beschäftigt und vergesse ganz, für Dich zu sorgen. Du wirst müde von der Reise, wirst hungrig sein."

„Sei unbesorgt", lachte Marianne, „ich weiß mir schon selbst zu helfen. Meinen Koffer habe ich sogleich nach meinem Zimmer hinauftragen lassen und bestellt, man solle mir etwas Thee und ein paar Butterbrode hierherbringen, da ich erfuhr, daß Du allein zu Hause und im kleinen Gartensalon seist."

„Wie umsichtig und praktisch", versetzte Adelheid bewundernd.

„Das lernt man bei Tante Gottliebe, für die stets wie für ein unmündiges Kind gesorgt werden muß", erwiderte Marianne. „Doch da ist ja der Thee schon."

Der Diener war mit einem großen Brett eingetreten und während er eine Damastserviette über den Tisch breitete und den für die junge Dame bestimmten Inbiß darauf ordnete, entledigte diese sich des Hütchens und des Umhangs, strich vor dem Spiegel das krause, etwas widerspenstige aber sehr reiche kastanienbraune Haar zurecht und zupfte an ihrem grauen Kleide.

„Nehmen Sie diese Sachen mit in den Korridor“, gebot sie auf die abgelegten Hüllen deutend, freundlich, aber recht bestimmt dem Diener, „ich werde klingeln, wenn Sie hier abräumen sollen. Die Eltern sind im Theater?“ wandte sie sich nachdem er das Zimmer verlassen, an die Schwester.

„Ja, die Mutter hat den Vater überredet, endlich einmal mit ihr dorthin zu gehen; sie hat ihm vorgestellt, daß es bereits auffällig bemerkt würde, daß sie sich gar nicht mehr mit einander zeigten. Auch ich sehe es wirklich für eine göttliche Fügung an, daß er der Mutter gerade heute nachgeben mußte.“

„Ja, es trifft sich recht gut, daß wir uns zuerst allein sehen“, nickte Marianne.

„Es ist das nicht allein!“ rief Adelheid inbrünstig. „Gerade heute bedurfte ich mehr als jemals —. Doch nein“, unterbrach sie sich, „Du sollst

Dich vorher mit Speise und Trank stärken;“ sie führte die Schwester an den gedeckten Tisch.

„Das sieht hier allerdings sehr einladend aus und ich bin hungrig“, gestand Marianne ehrlich; einen Blick auf die an einer feinen Goldkette hängende kleine Uhr in ihrem Gürtel werfend, fuhr sie fort: „Wir haben noch zwei Stunden Zeit ehe die Eltern aus dem Theater heimkehren. Ich vermuthe Walter ist auch nicht zu Hause.“

„Nein, und wäre er es, so würde er uns auch nicht stören, man sieht ihn nur bei den Mahlzeiten. Er ist jetzt ganz in seinen Arbeiten vergraben.“

Marianne schüttelte nur den Kopf. Sie nahm am Tische Platz, goß eine Tasse voll Thee, und machte sich ein Brödchen zurecht, aber der Hunger und die Eßlust mußten nicht groß sein oder ihr vergehen je länger sie ihre Blicke auf das bleiche und in seiner stillen Traurigkeit so rührend schöne Gesicht der Schwester ruhen ließ. Sehr bald stand sie wieder auf und sagte: „So jetzt bin ich gestärkt und nun sage mir alles, alles, Adelheid.“

„So viel ich selbst weiß! Ach, Marianne, wie glücklich bin ich, meinen Kummer in Dein treues Schwesterherz versenken zu können. Du wirst mich

trösten und aufrichten; wenn Du mir auch nicht helfen kannst."

„Das werden wir erst sehen", antwortete Marianne mit einer recht energischen Bewegung. Sie war nicht ganz so groß wie die im schönsten Ebenmaß gewachsene Adelheid und zählte zwei Jahre weniger als diese, dennoch hätte man sie nach der Art und Weise ihres Auftretens und nach der Art wie die Schwester sich ihr anschmiegte, für die Aeltere halten können. Sie schlang ihren Arm um Adelheids Taille und führte sie nach dem Kamin, dessen sinkende Flamme sie mit dem Schüreisen zu lebhafterer Gluth entfachte. Sehr geschickt und ohne sich die Finger der schmalen und außerordentlich charakteristischen Hand nur im geringsten zu beschmutzen, warf sie noch ein paar Kohlen auf, rückte die rechts und links vom Kamin stehenden Lehnsessel eng zusammen und sagte sich auf den einen niederlassend und die Schwester auf den anderen niederdrückend:

„Nun, Adelheid, erzähle. Was ist vorgefallen, was macht Dich so unglücklich, mein armes Herz? Will der Vater seine Einwilligung zu Deiner Heirath mit Wilde nicht geben?"

„O Marianne, wenn es nur das allein wäre!" schluchzte Adelheid.

„Nun, ich denke, das wäre schon Unglück genug," erwiderte Marianne mit einem schwachen Versuch zu scherzen.

„Ich soll, ich muß einen Andern heirathen!"

„Du sollst, Du mußt?" fragte Marianne verwundert. „Wer will das?"

„Die Mutter, der Vater, nein das Verhängniß!"

„Das Verhängniß?" wiederholte Marianne. „Was bedeutet das nur? Es fehlte nur noch, daß Du vom Fatum redest."

„Es ist auch ein Fatum!" seufzte Adelheid und sie erzählte nun der gespannt lauschenden Marianne die Ereignisse der letzten Monate von dem ersten Erscheinen des Amerikaners in ihrem Hause und dem Unwohlsein, das den Vater bei seinem Anblick angewandelt, bis zu dem gegenwärtigen Augenblick.

„Er hält unser aller Schicksal in seiner Hand," fügte sie hinzu, „die Fortdauer des Geschäftes, der gute Name, die Ehre des Vaters, alles, alles ist von ihm abhängig!"

„Wieso? Wodurch?" fragte Marianne kopfschüttelnd.

„Das weiß ich nicht genau. Es scheint, daß sein Vater von vielen Jahren her eine Forderung an den unsrigen hat, die der Sohn jetzt geltend macht. Muß

sie getilgt werden, so verschlingt sie unser ganzes Vermögen!"

„Es handelt sich also nur um Geld?" fragte Marianne tief aufathmend.

„Um was sonst könnte es sich handeln?" entgegnete Adelheid verwundert.

„Eine alte Schuld kann auch noch anders beschaffen sein!" sagte Marianne mit finster zusammengezogenen Brauen. „Du kennst den Zusammenhang?"

„Nein."

„Hast Du denn gar keinen Versuch gemacht, Näheres darüber zu erfahren?"

„Nein", war die lakonische Antwort.

„So werde ich es thun, noch heute —"

„O nein, nein," unterbrach sie Adelheid, es hilft das ja doch nichts mehr; mein Schicksal ist besiegelt."

„Warum? Noch bist Du nicht die Frau, nicht einmal die Braut dieses Amerikaners."

„Gleichviel Dankmar von Wilde hat mich aufgegeben, seit er erfahren, daß ich arm bin. Seit ihm die Mutter das geschrieben, habe ich nichts wieder von ihm gesehen oder gehört."

„Und Du kannst das von ihm glauben?"

„Die Thatsachen reden laut genug." Adelheid senkte wie geknickt das schöne Haupt.

„Es sieht ihm so wenig ähnlich,“ sagte Marianne kopfschüttelnd und sie nahm sich vor, auch das zu ergründen, fuhr aber fort. „Doch sprechen wir jetzt von dem Amerikaner. Er ist Dir im hohen Grade zuwider, ein aufgeblasener, unangenehmer Mensch, der auf seine vermeintlichen Rechte pocht.“

„Nein, nein, Du thust ihm schweres Unrecht!“ rief Adelheid mit einer Lebhaftigkeit, welche die Schwester stutzig machte.

„Roland Porter ist ein gebildeter, ein liebenswürdiger junger Mann, er hat die besten Manieren, er —“

„Aber Adelheid, Du bist ja seine begeisterte Lobrednerin, er scheint Dir ausnehmend zu gefallen.“

„Nächst Dankmar von Wilde wüßte ich keinen, der mir besser gefiele,“ gestand Adelheid freimüthig und zum ersten Male huschte ein Lächeln über das liebliche Gesicht. „Hätte ich ihn kennen lernen ehe ich Wilde begegnete —“

„So würdest Du ihn geliebt haben,“ vollendete Marianne lebhaft den Satz. „Du wirst es noch lernen, es kann noch alles gut werden.“

Adelheid schüttelte schweigend den Kopf.

„Seine Liebe wird Deine Gegenliebe gewinnen.“

„Seine Liebe!“ wiederholte Adelheid die Hand

der Schwester ergreifend und krampfhaft zwischen ihren eiskalten Fingern haltend, sich ganz dicht an ihr Ohr neigend flüsterte sie ihr zu: „Roland Porter liebt mich nicht.“

Marianne fuhr auf. „Er liebt Dich nicht! Aber warum will er Dich denn heirathen?“

Adelheid zuckte die Schultern. „Vielleicht aus Edelmuth, um den Vater nicht zu Grunde zu richten, vielleicht, weil es der Wunsch seines Vaters, die Sache so zu arrangiren, vielleicht aus Eitelkeit, um eine schöne Frau aus Deutschland mit in die Heimath zu bringen.“ Sie sprach die letzten Worte mit großer Bitterkeit, rief aber sogleich: „O nein, nein, ich thue ihm unrecht!“

„Bist Du denn auch sicher, daß er Dich heirathen will? Ist dieser Plan nicht vielmehr in den Köpfen der Eltern entsprungen, um den Ausweg aus diesen Schwierigkeiten zu finden?“ fragte Marianne von einem neuen Gedanken erfaßt.

„Wenn ich noch daran hätte zweifeln können, seit heute Nachmittag besitze ich es schwarz auf weiß,“ sagte Adelheid und zog ein Couvert hervor. „Er war wenige Minuten hier und brachte mir diesen Strauß.“ Sie deutete auf einen auf einem Seitentische in einer Schale stehenden Strauß der seltensten Treibhausblumen.

„Und dazwischen fandest Du den Brief. Wie zart!“

rief Marianne. „Das hätte ich einem solchen Yankee gar nicht zugetraut.“

„Sein Vater ist ein Deutscher, und das deutsche Element scheint je länger er hier ist, desto mehr die Oberhand in ihm zu gewinnen,“ antwortete Adelheid. Während Marianne nachdenklich und sichtlich zerstreut in die Flamme des Kamins starrte, fuhr sie fort: „Er schreibt in diesem Briefe, daß er schon oft das entscheidende Wort auf den Lippen gehabt, daß er aber nie gewagt — — Aber Du hörst mich ja nicht, Marianne.“

„Doch, doch,“ erwiderte diese, sich schnell fassend, „er wagte es nicht; ich bin überrascht von einer solchen Zaghaftigkeit.“ Dann sagte sie sich, daß sie einem wirklich Liebenden kaum eigen gewesen wäre. Der hätte nicht so lange erwogen, hätte sich nicht durch angstvolle oder abweisende Mienen zurückhalten lassen; der Sturm der Leidenschaft würde ihn selbst gegen seinen Willen fortgerissen haben. Sie las den Brief; er war tadellos in Stil und Ausdruck, aber, gestand sie sich ein, weniger wäre mehr gewesen.

„Und was willst Du thun?“ fragte sie nach einer Pause, während welcher sie das Blatt in der Hand gewogen, als ob es eine schwere Last gewesen wäre.

„O Marienne, was kann, was soll ich thun?“ brach es von Adelheids bleichen Lippen. „Du fandest mich mit dieser furchtbar schweren Frage als Du kamest. Und es gibt doch nur eine Antwort darauf.“

„Welche?“

„Ich muß — ich muß das Opfer bringen.“

„Nein, es gibt noch eine andere: Thue was Dein Herz, thue was Dein gesunder Sinn Dir räth,“ sagte Marianne. „Ein Kind ist den Eltern Gehorsam und Dankbarkeit schuldig, aber alles hat seine Grenzen. Ist es denn ein so großes Unglück arm oder besser nicht reich zu sein? Warum willst Du dafür Dein Lebensglück und das eines Andern opfern?“

„Dankmar hat mich aufgegeben.“

„Das glaube ich noch nicht, aber ich dachte jetzt nicht an ihn. Auch Porter kann nicht glücklich mit einer Frau werden —“

„Die er nicht liebt und von der er nicht geliebt wird,“ fiel Adelheid ein. Aber was soll ich thun?“

„Du hast den Eltern noch nichts von diesem Briefe gesagt?“ fragte Marianne nach einigem Nachdenken.

„Nein, ich empfing Porter allein und nahm ihm den Strauß ab, die Mutter kleidete sich gerade für das Theater an.“

„So schweige noch darüber bis — nun sagen wir bis morgen um diese Zeit.“

„Es wird nicht leicht sein, die Mutter wird den Strauß sehen und mich fragen.“

„Versprich mir zu schweigen“, bat Marianne eindringlicher.

„Was hast Du vor?“

„Das kann ich Dir jetzt noch nicht sagen, vielleicht weiß ich es selbst noch nicht genau. Mein Plan ist noch nicht ganz fertig.“

„Marianne, ich bitte Dich, keine Unbesonnenheit!“

„Wär' ich besonnen, hieß ich nicht der Tell!“ citirte das junge Mädchen scherzend, dann schloß sie die Schwester in die Arme und bat in den weichsten Tönen: „Vertraue mir, liebe, liebe Adelheid, ich habe die Hoffnung, daß ich die verworrenen Fäden lösen werde.“

„Und wenn Du sie noch mehr verwirrst?“

„Dann bleibt noch immer der Ausweg, den Knoten durchzuhauen. Adelheid gieb mir das Versprechen.“

„Ich gebe es Dir.‘

„Ich danke Dir.“ Marianne Nagel preßte ihre Lippen heiß auf den Mund ihrer Schwester. In einem leichteren Tone sagte sie dann: „Ich will doch jetzt einen Augenblick hinaufgehen und auspacken.“

„Ich werde Dich begleiten."

„Nein", wehrte sie sehr lebhaft ab, „es ist wirklich dabei nicht viel zu thun, und ich möchte einen Augenblick allein sein und meine Gedenken ordnen."

Sie eilte nach dem Zimmer, das sie bewohnte wenn sie sich im elterlichen Hause befand. Bereits war daselbst im Ofen das Feuer angezündet, die Lampe angesteckt und der kleine Koffer zu dem sie den Schlüssel in der Tasche hatte, in einer Ecke untergebracht. Sie öffnete ihn, entnahm ihm aber nur eine kleine Mappe, welche vollständige Schreibutensilien enthielt und schrieb mit fliegender Feder einen Brief. Nachdem sie denselben mit Couvert und Adresse versehen, band sie ein Tuch über und schlüpfte aus dem Hause, um ihn selbst in den nächsten Briefkasten zu werfen und sich dann unbemerkt wieder zurückzuschleichen.

Es war dies derselbe Brief, den Roland Porter am nächsten Morgen empfangen und mit so gemischten Empfindungen gelesen hatte.

VIII.

Es war einer jener warmen, heiteren Tage, wie die Laune des Novembers sie zuweilen noch zu bringen liebt. Am frühen Morgen hatte ein dichter Nebel über die Stadt gelegen, nun aber war er gefallen, am klaren blaßblauen Himmel stand die Sonne und goß leuchtend und erwärmend ihre Strahlen herab, so daß man sich hätte in den Frühling versetzt fühlen können, hätten nicht die Bäume ihre kahlen Zweige, an denen nur noch einzelne braungelbe Blätter hingen, als Wahrzeichen des bereits weit vorgerückten Herbstes emporgestreckt.

Von den Dächern der öffentlichen und vieler Privat-Gebäude wehten Fahnen; die sich Unter den Linden noch zahlreicher als sonst auf und ab bewegenden Offiziere trugen die Helme mit den Federbüschen, von der Wache her ertönte kriegerische Musik; die von Zier- und Topfgewächsen umgebenen Springbrunnen warfen heute noch einmal ihre glitzernden Strahlen in

die Höhe, wie sonst im Lenz. Man feierte den Geburtstag der geliebtesten unter allen Prinzessinnen des königlichen Hauses und die freudig bewegte, wie auch die nur schaulustige Menge drängte sich vor ihrem Palais, um das Anfahren der Gratulanten zu sehen.

Roland Porter, der sein Hotel frühzeitig verlassen hatte, schlenderte unter den Linden auf und ab, ließ sich von dem Menschenstrom schieben, von den stets wechselnden, interessanten Bildern festhalten und entdeckte als er vor der Akademie stand und zu der oberhalb der Eingangsthür befestigten Uhr hinaufsah, daß zu der ihm für das eigenartige Rendezvous bestimmten Stunde nur noch wenige Minuten fehlten.

Er beschleunigte jetzt seine Schritte, denn es war ihm sehr unangenehm der Letzte am Platze zu sein und eine Dame warten lassen zu sollen, aber mehrere Züge aufmaschirender Soldaten, von zahlreicher Begleitung umgeben und gefolgt, versperrten ihm den Weg. Es mochte wohl zehn Minuten über zwölf Uhr sein als er den Lustgarten erreicht hatte und vorbei am Reiterstandbilde Friedrich Wilhelm III., vorbei an der noch aus dessen Regierungszeit herrührenden kolossalen Granitschaale, dem Museum zuschritt, die Treppen hinaufstieg und in die Vorhalle trat.

Im Vergleich zu dem draußen so lebhaft pulsiren-

den Leben umgab ihn hier eine beinahe feierliche Stille Es war heute dort so warm und sonnig, es gab so viel zu schauen, was die unmittelbarste Gegenwart hervorgebracht, daß sich nur sehr wenige Besucher in diese jetzt recht kühlen Räume verirrt hatten, um Kunstwerke zu betrachten, die zum größten Theile Kunde gaben von längst abgelebten Völkern und längst versunkenen Zeiten.

Auch in der Rotunde, deren schwere Thür sich unter Rolands Händen beinahe geräuschlos öffnete und wieder schloß, herrschte tiefes Schweigen; er hätte glauben können, der einzige Besucher zu sein. Doch nein — gerade dem Eingang gegenüber, dicht neben der Kolossalbildsäule der Hera stand, das Gesicht dem Gigantenkampf vom Altar zu Pergamon zugewendet, eine schlanke Gestalt in einem einfachen grauen Anzuge, ein gleichfarbiges graues Hütchen auf dem Kopfe. Nur mit Mühe unterdrückte Roland Porter einen lauten Ausruf der Ueberraschung. Das war ja seine Reisegefährtin, das war ihr schlanker und doch kräftiger Wuchs, das waren die unter dem Hute sich hervordrängenden und im Nacken kräuselnden kastanienbraunen Haare, das war sogar das schlichte Kleid, in dem er sie kennen gelernt!

„Endlich, endlich gefunden", frohlockte es in ihm

und sogleich lachte er über seine Thorheit. Wie oft hatte er schon geglaubt, sie vor sich zu sehen, nnd immer war es eine Täuschung gewesen; es würde ihm auch jetzt nicht anders ergehen. Wie sollte seine Reisegefährtin aus Friedrichsruhe just um diese Stunde hierher ins Museum kommen?

Aber die Aehnlichkeit war doch zu auffallend, er mußte sich überzeugen. Das Herz schlug ihm bis in den Hals hinauf, vergessen war Marianne Nagel und die Unterredung, zu der sie ihn hierher bestellt hatte; vergessen Adelheid und seine Werbung um sie. Er that einige Schritte vorwärts und stieß einen Schrei aus — einen Schrei, der ein Echo aus einer weiblichen Kehle fand.

Beim Schall seiner Fußtritte hatte die Dame sich umgewendet und beide hatten sich gleichzeitig erkannt.

Es war seine Reisegefährtin von Hamburg nach Friedrichsruh. Er eilte lebhaft und mit ausgestreckter Hand auf sie zu und sah nun, daß sie in der rechten Hand eine vollaufgeblühte weiße Rose hielt.

Wie vom Blitz getroffen blieb er vor ihr stehen und schaute bald in ihr jäh errötehendes Gesicht, bald auf die Rose in ihrer Hand. Die Ueberraschung beraubte ihn im ersten Augenblick der Sprache.

„Fräulein Marianne Nagel?" brachte er endlich mit stockendem Athem hervor.

„Herr Roland Porter", sagte sie lächelnd und deutete mit dem Finger auf die im Knopfloch seines Rockes steckende weiße Rose. „So hat meine Ahnung mich also doch nicht betrogen."

„Wie?" fragte er und nahm ihre Hand, die er kräftig schüttelte, Sie ahnten schon damals als ich in das Damen-Coupee platzte, wer ich sei?"

Beide fingen in Erinnerung an jene überaus Situation an laut und herzlich zu lachen und noch lachend entgegnete Marianne: „Nein, damals wußte ich noch nicht, daß es einen Herrn gab, der sich Roland Porter nennt und ließ mir noch weniger träumen, daß der junge Mann, der sich so sans façons in das Damen-Coupee schwang, berufen sein würde, in meinem und im Leben der Meinigen eine so entscheidende Rolle zu spielen."

„Und seit wann ist Ihnen diese Wissenschaft gekommen?" fragte er.

„Die Wissenschaft erst in diesem Augenblicke, die Ahnung aber gestern Abend als ich heim kam und aus dem Munde meiner Schwester erfuhr, was sich in den jüngsten Monaten bei uns zugetragen hat."

„Und da schrieben Sie an mich?"

„Da schrieb ich an Sie.“

„O ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen!“ rief Roland lebhaft und griff wieder nach ihrer Hand, wie es schien mit der Absicht, sie so leicht nicht wieder aus der seinigen zu lassen.

„Wenn Sie wüßten, wie oft ich Ihrer gedacht, wie sehr ich gewünscht habe, Sie wiederzufinden! Wie freue ich mich, daß Sie auch mich nicht ganz vergessen haben!“

Eine glühende Röthe überzog Stirn und Wangen des jungen Mädchens und verbreitete sich auch über Hals, Nacken und die wohlgeformten Ohren. „Um diese Versicherung zu empfangen und zu geben, bin ich nicht hierhergekommen,“ sagte sie, die scharfgezeichneten starken Augenbraunen finster zusammenziehend und ihre Hand ziemlich unsanft aus der seinigen befreiend.

„Das hätte ich mir wohl denken können,“ versetzte er kleinlaut und versuchte mit der Miene eines gescholtenen Schulknaben ihr unter den Hut und in die zürnenden braunen Augen zu schauen. „Das Vergnügen, mich wiederzusehen, hätten Sie ja sehr bald im Hause Ihrer Eltern haben können.“

„Ich mußte Sie aber vorher sehen, mußte mit Ihnen sprechen, ehe wir uns im Beisein meiner Eltern

begegnen, deshalb bestellte ich Sie hierher; doch kommen Sie, wir müssen einen Ort aufsuchen, wo wir ganz unbeobachtet sind," unterbrach sie sich, seinen Arm ergreifend und deutete mit dem Zeigefinger verstohlen in die Höhe. Oben auf der Gallerie waren zwei junge Leute erschienen, welche, durch die lebhafte Unterhaltung aufmerksam gemacht, sich über die Brüstung beugten und das Paar neugierig betrachteten.

„Lassen Sie uns in die Kupferstichsammlung oder noch besser in die Abtheilung gehen, wo die geschnittenen Steine aufbewahrt werden," flüsterte sie ihm zu.

Gehorsam führte er sie fort, sagte aber im Weiterschreiten: „Wäre es nicht besser, wir verließen das Museum? Wollen wir nicht lieber zusammen nach dem Thiergarten oder nach dem Grunewald fahren?"

Sie schüttelte sehr entschieden den Kopf. „Nein, nicht hinaus, ich mag mich nicht der Möglichkeit aussetzen, mit Ihnen gesehen zu werden; es muß sich hier ein Platz auffinden lassen, wo wir ungestört und unbelauscht sind."

Roland verbeugte sich zustimmend, und sie am Arme haltend, ließ er sich von ihr durch den großen Herrensaal des alten Museums die Treppe hinauf und durch den Verbindungskanal zwischen dem Alten und dem Neuen Museum führen. Aber weder die im

ersteren aufgestellten Originale, noch die Gypsabgüsse im letztern, mochten sie der antiken oder der mittelalterlichen Kunst angehören, fesselten beider Aufmerksamkeit, sie verweilten nicht einmal bei den Kaulbach-schen Wandgemälden im Treppenhause, ihre Blicke schweiften nur nach einem Orte, wo sie sich vor spähenden Augen ganz sicher fühlen konnten. Es war das nicht so leicht, wie es den Anschein gehabt. So spärlich der Besuch war, keiner der Säle schien ganz leer.

Mariannens Vermuthung erwies sich endlich doch als die richtige. Als sie aus den mit den Kupferstichsammlungen angefüllten Sälen in die Räume traten, in welchen die Schätze aufbewahrt sind, die das Museum an geschnittenen Steinen besitzt, fanden sie dort niemand als einen alten Galleriediener, der auf einem Stuhle zwischen Schlaf und Wachen saß. Er blinzelte sie nur an und versank wieder in seine eigene Betrachtungen; es mochte ihm öfter vorkommen, daß ein solches Pärchen den Schutz der heiligen Hallen, zu deren Hüter er bestellt war, aufsuchte, und er aus Erfahrung wissen, daß die Kunstwerke vor ihnen recht sicher waren.

In einem kleinen Kabinet befand sich eine im Schatten eines großen Schrankes stehende Bank. Hier nahm Marianne Platz, winkte Roland, sich neben sie

zu setzen und begann nach einem tiefen Athemzuge, hörbar zögernd, aber trotzdem ohne alle Umschweife: „Herr Roland Porter, ich halte Sie für einen Gentleman.“

„Fräulein Marianne Nagel, ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung und will mich bemühen, sie zu rechtfertigen,“ erwiderte Roland, sich tief und ceremoniell verbeugend, aber der Schelm blitzte ihm dabei aus den Augen.

„Wohlan, das werden wir sogleich sehen. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie mir auf alle meine Fragen die Wahrheit und nur die lautere Wahrheit antworten wollen.“

„Oho, das wird ernsthaft,“ versetzte Roland mit einem Seufzer und fuhr sich mit einer drolligen Bewegung durch das Haar, denn er hatte den weichen Filzhut abgenommen und neben sich auf den Boden gelegt. „Wenn es nun Fragen wären, die ich nicht beantworten darf?“

Dann können Sie die Antwort verweigern, aber ich fürchte nicht, daß dies der Fall sein wird. Kommen wir also zur Sache: Herr Roland Porter, Sie haben um meine Schwester Adelheid angehalten. Was veranlaßt Sie dazu?“

Wäre plötzlich eine Bombe niedergefallen und vor

Roland Porters Augen geplatzt, er hätte nicht erschrockener aufspringen können als bei dieser ihm so völlig unverhofft kommenden Frage.

„Welch anderer Grund sollte mich sonst dazu bestimmen, als daß ich sie liebe?“ versetzte er seine Antwort in eine Gegenfrage kleidend, sie kam jedoch recht unsicher heraus und er vermied, seiner Begleiterin in das Auge zu sehen.

„Das eben bezweifelt Adelheid,“ sagte Marianne, aber auch ihr Blick suchte dabei den Boden.

„Adelheid bezweifelt das! Wie — wie ist es ihr möglich geworden, mir so auf den Grund der Seele zu schauen!“ rief Porter erschrocken die Hände faltend.

„Ei, ei,“ entgegnete Marianne drohend die Finger erhebend, „da sind Sie also schon bei meiner ersten Frage entgleist.“

Er überhörte die Zwischenbemerkung und fuhr wie im Selbstgespräch, mit immer steigender Unruhe fort: „Hat sie das herausgefunden, so kann es nur sein, weil sie mich liebt!“

„Wie eitel!“ wollte Marianne scherzend rufen, aber sie fand dazu nicht den Muth, das neckende Wort ging ihr nicht über die Lippen und Porter sprach weiter.

„Darum zögerte sie so lange mir das Jawort zu geben! Es war ihr unerträglich, dem Manne ihre Hand zu reichen, den sie liebt und von dem sie sich nicht wiedergeliebt glaubt! O, mein Gott, wie soll das enden?“

Er sah in seiner Verzweiflung drollig und doch erbarmungswürdig aus; Marianne, der, sie wußte selbst nicht recht weshalb, die Aufgabe, welche sie sich gestellt, mit jeder Minute schwerer ward, empfand Mitleid mit ihm und fühlte sich verpflichtet, ihn nicht länger in seinem Wahn zu lassen.

„Sie irren sich; Adelheid liebt Sie nicht!“ sagte sie möglichst gleichgiltig.

„Adelheid liebt mich nicht!“ rief er von der Bank auffahrend und es fehlte nicht viel, so hätte er einen Freudensprung gemacht. „Sie hat Sie hierhergeschickt, um mir das zu sagen?“ Er ergriff Mariannens Hand und blickte sie mit leuchtenden Augen an.

„Sie sind ja ein wahres Musterbild von einem Freier,“ scherzte sie nun doch und ließ die Hand einen Augenblick in der seinigen. „Ich komme nicht im Auftrage meiner Schwester, niemand weiß von dem Zusammentreffen, um das ich Sie gebeten —“

„O, wie danke ich Ihnen dafür!“ unterbrach er sie so feurig, daß sie verwirrt und hocherröthend die

Augen niederschlug und Mühe hatte, den Faden ihrer Rede wiederzufinden; endlich hatte sie sich so weit gefaßt, um fortfahren zu können: „Aber ich habe diese Unterredung mit Ihnen allerdings gesucht, um Ihnen zu sagen, daß Adelheid Sie nicht liebt, daß ihr Herz einem Andern gehört!“

Jetzt sprang Porter von der Bank auf und stand schwerathmend mit düsterer Miene vor Marianne. „Ihr Herz gehört einem Andern!“ wiederholte er sinnend, dann schlug er sich plötzlich mit der geballten Faust vor den Kopf. „War ich denn mit Blindheit geschlagen? Wie Schuppen fällt es mir jetzt von den Augen, der Mann, dem Adelheids Herz gehört, heißt Lieutenant von Wilde.“

Marianne neigte bejahend das Haupt und sagte kalt und vorwurfsvoll: „Wenn Sie das wußten, wie konnten Sie sich um meine Schwester bewerben? Ich habe mich in Ihnen getäuscht Mr. Porter, Sie sind kein —“

„Halten Sie ein, Marianne, sprechen Sie das harte Wort nicht aus!“ unterbrach sie Porter in leidenschaftlich flehendem Tone, „ich kann es — kann es von Ihnen nicht ertragen! Ich bin nicht so schuldig, wie ich Ihnen erscheine. Man ließ mich glauben, daß Adelheids Herz frei sei.“

„Wie konnten Sie aber sogleich errathen, daß Wilde —"

„Ich stehe mit ihm im Verkehr, sein eigenthümlich verstörtes Wesen in der letzteren Zeit und manche andere Anzeichen brachten mich auf die Vermuthung, er habe von Adelheid einen Korb erhalten, wie schon Mancher vor ihm. Jetzt sehe ich klarer, man —"

„Doch ich will niemand anklagen," unterbrach er er sich, denn er bemerkte einen Ausdruck tiefer Seelenpein im Gesichte seiner Zuhörerin und besann sich noch zur rechten Zeit, gegen wen er soeben eine Beschuldigung richten gewollt. „Ich selbst bin die Veranlassung gewesen, ich war es, der Ihrem Vater dieses Arrangement vorschlug."

„Und warum thaten Sie das? Herr Porter, jetzt, jetzt verlange ich volle Wahrheit! Welch unseliges Geheimniß waltet zwischen Ihnen und meinem Vater? Was gibt Ihnen eine solche Macht über ihn, über unser Aller Schicksal?" Alle Farbe war aus ihrem Gesichte gewichen, die braunen Augen schienen größer geworden zu sein und hingen mit dem Ausdruck unsäglicher Angst, flehender Bitte an seinen Lippen. Mit einem seltsamen Gemisch von Mitleid, aufwallender Zärtlichkeit und Bewunderung betrachtete er das vor ihm stehende junge Mädchen.

„Fräulein Marianne, beruhigen Sie sich, Sie sehen die Dinge entschieden schlimmer an als sie sich in Wirklichkeit verhalten,“ suchte er sie zu beschwichtigen.

„Keine Ausflüchte, Wahrheit, Wahrheit!“ hauchte sie mit bleichen Lippen. „Lassen Sie mich alles wissen!“

„Gut Sie sollen alles erfahren, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf,“ sagte er mit plötzlichem Entschlusse wohl einsehend, daß diesem Mädchen gegenüber kein Vertuschen am Platze sei. Er zog sie sanft wieder neben sich nieder und erzählte ihr kurz und mit möglichster Schonung ihres kindlichen Gefühls die Geschichte ihres und seines Vaters. Sie verstand das sehr wohl und war ihm aus tiefstem Herzen dankbar dafür.

„Jetzt begreife ich alles,“ sagte sie, nachdem er geendet, den Kopf tief gebengt, die Hände wie müde in den Schooß gefaltet. „Es war Edelmuth, daß Sie meines Vaters Schwiegersohn werden wollten.“

„Nicht so ganz, ich wollte auch sein Sozius werden, ich fühle in mir die Kraft, die Firma Christian Nagel, ohne daß wir gewagte Spekulationen zu machen brauchten, binnen wenigen Jahren auf eine Höhe zu bringen, daß es uns ein Leichtes werden sollte, die Summe, welche sie meinem Vater schuldet, herauszuzahlen, abgesehen davon, daß er mir den größten

Theil derselben als Anlagekapital überwiesen haben würde."

„Und könnte das nicht so geschehen? Könnten Sie nicht der Sozius meines Vaters werden, ohne meine Schwester zu heirathen?"

Roland Porter zuckte die Achseln. „Ich glaube nicht, daß mein Vater darauf eingehen wird."

„Erbarmen Sie sich! Sie sehen ein, daß Adelheid Ihre Frau nicht werden kann."

„Das sehe ich ein," sagte Porter mit großer Gelassenheit, „ich werde noch heute Ihrem Herrn Vater erklären, daß davon nicht die Rede mehr sein kann."

„Und Sie werden nun auf Auszahlung der ganzen Schuld dringen!"

„Was bleibt mir anders übrig? Ich bin ja nur der Bevollmächtigte meines Vaters," antwortete er mit kaltem Bedauern und wandte das Gesicht nach der anderen Seite.

„Herr Porter," sagte sie in steigender Angst, „Sie halten meinen Vater wahrscheinlich für weit reicher als er ist. Sie wissen wohl nicht, daß die Summen, die er Ihrem Vater zu zahlen hat, nicht nur sein ganzes Vermögen ausmacht, sondern es sogar übersteigt. Alles was mein Bruder an disponiblem

Kapital besitzt und im Geschäfte meines Vaters angelegt hat, wird mit davon verschlungen werden."

Er antwortete nur durch einen dumpfen Ton, der verschiedene Deutungen zuließ.

„Wir würden ganz arm werden," fuhr sie fort, „aber das wäre noch nicht das schlimmste; die Geschichte könnte ja nicht verschwiegen bleiben und damit wäre der Verleumdung, der Böswilligkeit freie Bahn geöffnet. Meines Vaters Name würde in den Koth getreten, — er könnte das nicht überleben! Er hat ja gegen ihren Vater schwer gefehlt, aber die Strafe ist zu hart! Haben Sie Erbarmen!"

„Ich wollte ja das Unheil abwenden," begann er, aber sie unterbrach ihn und bat weiter:

„Legen Sie nicht auf Adelheid's Herz den schweren Vorwurf daß sie die Rettung in der Hand gehabt und sie aus Selbstsucht verworfen hätte; haben Sie Mitleid mit meiner armen Mutter, stürzen Sie sie nicht in Elend und Verzweiflung!"

„Sie sprechen nicht von sich, Fräulein Marianne," versetzte er, als sie erschöpft einen Augenblick schwieg.

„O, was liegt an mir," entgegnete sie, „und ich bin verhältnißmäßig noch am besten daran. Ich gehe wieder zu der alten, kränkelnden Schwester meines Vaters nach Hamburg, bleibe bei ihr bis zu ihrem

Tode und habe sogar die Aussicht von ihr zur Erbin ihrer bedeutenden Hinterlassenschaft eingesetzt zu werden; für mich ist gesorgt.“

Sie sprach die letzten Worte mit großer Bitterkeit, ging aber sogleich wieder in einen warmen, herzlichen Ton über und bat: „Schweigen Sie nicht länger, Herr Porter, Sie können mich nicht ungetröstet von hinnen gehen lassen, Sie können nicht hartherzig sein!“

„Was soll ich thun?“

„Das lassen Sie uns miteinander berathen!“ rief sie lebhaft.

„Was könnten Sie vorschlagen?“

„Noch weiß ich nichts. Aber es wird, es muß sich ein Ausweg finden lassen!“

„Es giebt einen Ausweg, Marianne,“ sagte er sich zu ihr herumwendend in gänzlich verändertem Ton und mit einem Blicke, der sie tief durchschauerte und vor dessen leidenschaftlicher Gluth sie die Augen niederschlug; „haben Sie an den noch gar nicht gedacht?“

Sie schwieg und hielt die Augen auf den Boden geheftet.

„Hat Ihr Vater nicht zwei Töchter?“

„Herr Porter, das ist ein Hohn, eine Beleidi-

gung!“ wollte sie auffahrend rufen, aber sie verstummte vor dem Blicke reinster, aufrichtigster Liebe, den sie auf sich gerichtet sah, vor dem Ausdruck ehrlichster Zuneigung in seinem guten, offenen Gesichte.

„Marianne,“ sagte er, ihre Hand ergreifend und festhaltend, „wollen Sie erfahren, weshalb ich Ihre schöne und liebenswerthe Schwester nicht lieben konnte, so viele Mühe ich mir auch darum gab? Weil in meinem Herzen ein anderes Bild lebte, das Bild eines kleinen Mädchens mit braunen Augen und kastanienbraunem Haar, mit dem ich im Damenkoupée von Hamburg nach Friedrichsruh gefahren war.“

Sie schwieg hartnäckig und suchte ihm die Hand zu entziehen, er hielt sie jedoch eisenfest. „Ich gab mir redlich Mühe, mir die Thorheit, wie ich es nannte, auszureden, ich stellte mir die unleugbare Thatsache vor Augen, daß Adelheid Nagel viel schöner als meine Reisegefährtin sei, ja, daß beide gar nicht mit einander zu vergleichen wären. Ich führte mir zu Gemüthe, daß die arme Gesellschafterin oder Stütze der Hausfrau, für die ich meine Reisegefährtin hielt, nicht die Gattin sei, die ich meinen Eltern bringen dürfe, und da außerdem gewichtige Gründe dafür sprachen, daß ich Adelheid Nagel heirathe, so gab ich der Vernunft Gehör. Aber was half Alles, ver-

gessen konnte ich die Braunäugige nicht, mehr als ein Mal stand ich auf dem Sprunge, hier alles gehen zu lassen, wie es wollte, auf- und davon zu eilen und in Friedrichsruh Umschau nach meiner Unbekannten zu halten."

„Sie würden uns nicht gefunden haben, wir sind schon seit Wochen nach der Stadtwohnung in Hamburg zurückgekehrt," bemerkte Marianne leise und sein Gesicht nur verstohlen mit ihren Blicken streifend.

„Ich habe lange gezögert, ehe ich um Adelheid anhielt, nicht nur weil ihr Benehmen mich zurückhielt, sandern weil ich es selbst nicht über mich gewinnen konnte, weil wenn ich im Begriffe stand, das entscheidende Wort zu sprechen, eine andere Gestalt zwischen uns zu treten schien. Und nachdem ich gestern an Adelheid geschrieben, finde ich heute hier meine unvergeßliche Unbekannte und erfahre, daß sie Adelheid's Schwester, Herrn Nagel's zweite Tochter sei. Begreifen Sie nun meinen Schreck, als ich annehmen mußte, Adeheid liebe mich? Begreifen Sie meine Freude, als ich erfuhr, daß dies nicht der Fall, daß ihr Herz einem Anderen gehöre und sie nur ein Opfer gebracht haben würde, wenn sie mir die Hand gereicht hätte. Das meinige würde nicht minder groß gewesen sein. Marianne, was sagen Sie zu dem Allen?"

fragte er, da sie noch immer schwieg, und suchte ihren Kopf in die Höhe zu heben. „Könnten Sie sich entschließen, Ihren Eltern das Opfer zu bringen?"

„Nein," war die Antwort.

Ein Ausdruck tiefster Betrübniß umschattete sein hübsches Gesicht.

„Nein," wiederholte er, kurz und bündig. „Ich mißfalle Ihnen also sehr; Sie wollen nicht meine Frau werden?"

„Danach hatten Sie mich nicht gefragt," antwortete sie verschämt und mit reizender Schelmerei.

„Doch!"

„Nein, Sie sprachen von einem Opfer, und das wäre es nicht!" fügte sie ganz leise hinzu.

„Marianne, verstehe ich Dich recht!" Er rief es mit leisem Jubel, legte seinen Arm um ihre Taille und zog sie näher zu sich heran. „Auch Du hättest den Reisegefährten nicht vergessen."

„Ich war thöricht genug, sein Bild nur zu gut zu bewahren," gestand sie zögernd, aber mit dem ihr eigenen schönen Freimuth, „ich war thöricht genug, oft an ihn zu denken, obwohl ich nicht hoffen durfte, daß die häßliche Marianne Nagel den geringsten Eindruck auf ihn gemacht hätte."

„Du, häßlich!" rief er ganz empört und besann

sich gleichzeitig, daß er Nagel's zweite Tochter in Gedanken nie anders als das kleine Monstrum genannt hatte. „Aber das kommt davon, wenn ein sonst ganz leidlich hübsches Mädchen eine Schwester hat, die eine Schönheit ist," setzte er übermüthig hinzu.

„Meine arme Adelheid!" rief sie sich ihm entwindend, „ich habe ihr das Versprechen abgenommen, den Eltern von dem gestern empfangenen Briefe nichts zu sagen, bis ich es ihr gestatte und bin heute ausgegangen, ohne daß sie weiß, wohin und was ich vor habe. Sie wird in tausend Aengsten sein."

„Sie muß noch ein paar Stunden bleiben," erwiderte Roland und zog sie wieder auf die Bank nieder.

„Oho, das klingt ja wie ein Befehl," erwiderte sie neckisch.

„Hast Du mir nicht versprochen, meine Frau zu werden und ist die Frau nicht dem Manne Gehorsam schuldig?" entgegnete er ebenso.

„Das fängt zeitig an, da möchte ich mir es doch noch überlegen."

„Das hilft nun nichts mehr, ich habe Dein Wort und halte Dich dabei," lachte er. „Aber ernst-

haft, mein Schatz, versprich mir, gegen Adelheid und gegen Deine Eltern vollständiges Schweigen zu bewahren, ich habe mir eine Ueberraschung ausgedacht, die für Deine Schwester reichlich die paar Stunden Angst und Aufregung aufwiegen wird."

Er flüsterte ihr seinen Plan in's Ohr.

Mit leuchtenden Augen nickte sie Beifall und er stand im Begriff, sich seinen Lohn für den prächtigen Einfall noch in einer anderen Weise einzufordern, als sie von der Thüre her ein leises Räuspern vernahmen. Dem alten Galeriediener mußte der Besuch, den das Paar dem Cabinet mit den geschnittenen Steinen abstattete, doch etwas zu lange währen, er kam sich einmal nach ihnen umzusehen.

Roland spielte sich schnell als Kenner auf und bestellte, ohne sich viel bei der Auswahl aufzuhalten, bei dem schmunzelnden Alten im Handumdrehen eine große Kollektion von Abgüssen.

Arm in Arm verließen die Glücklichen das Museum und schritten durch den von hunderten spielender und jauchzender Kinder belebten Lustgarten, dann aber trennten sie sich.

Roland hob Marianne in eine Droschke, mit der sie nach der Hitzigstraße hinausfahren wollte und sah

ihr nach, bis das Gefährt gänzlich seinen Blicken entschwunden war. Erst dann ging er quer über die Straße und verfolgte seinen Weg bis zur Friedrichstraße, wo er einbog.

Ehe er sich im Hause des Bankiers einfand, hatte er noch einen Besuch zu machen.

IX.

Lieutenant Dankmar von Wilde saß, den Kopf in die Hand gestützt, in seinem Wohnzimmer. Vor ihm auf dem Tische lag die Ordre, durch welche er in Folge seines Gesuches vorläufig nicht versetzt, sondern zur Vertretung eines beurlaubten Hauptmannes an das Kadettenhaus in Plön kommandirt worden war.

„Will man mir Frist geben, mich zu besinnen?“ sagte er mit bitterem Lächeln, „oder erscheine ich meinen Vorgesetzten geeigneter zum Kadettenlehrer als zum Offizier vor der Front? Hat man in letzterer Zeit die Schneidigkeit bei mir vermißt? Arme, junge Bürschchen,“ fügte er im Gedanken an seine künftigen Zöglinge hinzu, „Euch wäre es auch besser, man suchte Euch nicht Leiter und Aufseher aus, die schon durch harte Lebenserfahrungen verdüstert und verbittert sind.“

Er war im Begriff, seinen Burschen zu rufen

und ihm Befehle für das Packen seiner Sachen zu geben, denn laut der Ordre hatte er sich schon nach zwei Tagen an seinem neuen Standort einzufinden, da trat dieser ein und meldete Herrn Roland Porter.

Dankmar fuhr unmuthig vom Stuhl in die Höhe; eine tiefe Falte bildete sich zwischen seinen Brauen; war denn dieser Amerikaner gar nicht abzuschütteln? Er hatte ihm doch deutlich genug gezeigt, daß er nichts mit ihm mehr zu thun haben wolle! Schon öffnete er den Mund, um ihn abweisen zu lassen, aber er besann sich. Es war ja heute das letzte Mal, wo er ihm lästig fallen konnte, da wollte er denn nicht unhöflich sein. Er befahl, den Herrn eintreten zu lassen, aber der Empfang, den er ihm bereitete, war nichts weniger als ermuthigend. Mit eisiger Miene trat er ihm entgegen und berührte die Hand, welche Roland ihr entgegenstreckte, kaum mit zwei Fingern.

Porter schien das gar nicht zu bemerken. Ungezwungen und liebenswürdig sagte er: „Man sieht Sie gar nicht, lieber Herr Lieutenant, und da mein Weg mich an Ihrer Wohnung vorüberführte, dachte ich, ich wollte einmal mit herankommen und mich nach Ihnen umsehen.“

„Sehr verbunden,“ antwortete Wilde steif und

lud den unwillkommenen Gast mit einer Handbewegung zum Sitzen ein, während er selbst noch stehen blieb. „Ich bin vielfach in Anspruch genommen; schon übermorgen verlasse ich Berlin, ich bin nach außerhalb kommandirt.“

„O, das bedaure ich sehr!“ rief Roland lebhaft, während er es sich auf dem ihm angebotenen Sessel bequem machte, „und ich hoffte, Sie sollten an einem Feste theilnehmen, daß ich in nächster Zeit meinen Freunden zu geben gedenke.“

„Bedaure!“ erwiderte Wilde sehr wenig verbindlich. Da der junge Amerikaner nicht, wie er erwartet haben mochte, eine Erklärung über das beabsichtigte Fest hinzufügte, konnte er sich aber doch nicht enthalten zu fragen: „Soll das etwa ein Abschiedsfest sein? Gedenken Sie, Berlin auch zu verlassen?“

„O nein,“ antwortete Roland lachend und Wilde glaubte in seinem Gesichte den nur mühsam beherrschten Ausdruck des Triumphes zu lesen, „ganz im Gegentheil, ich werde viel länger, als ich anfangs beabsichtigte, höchst wahrscheinlich für immer in Berlin bleiben.“

Dem Lieutenant stockte der Athem in der Brust. Es war ihm, als öffne sich ein Abgrund zu seinen Füßen. Wohin wollte der schreckliche Amerikaner

mit seinen Mittheilungen? Um keinen Preis der Welt hätte er eine Frage über seine Lippen gebracht; er setzte sich nieder, doch so, daß der Andere sein Gesicht nicht sehen konnte.

„Sie sind erstaunt, das merke ich wohl,“ plauderte Roland anscheinend ganz unbefangen weiter, „aber natürlich viel zu diskret, um nach dem Zusammenhange der Dinge zu fragen. Es ist allerdings noch Geheimniß —“

„In das ich mich durchaus nicht drängen will,“ unterbrach ihn Wilde und es klang schneidend.

„Sie sollen es erfahren, Sie sind der Erste, dem ich es anvertraue,“ sagte Roland mit strahlendem Lächeln. „Ich habe mich verlobt.“

Der Lieutenant erbleichte bis in die Lippen. Mühsam, mit einer Stimme, die gar nicht ihm anzugehören schien und einem automatengleichen Neigen des Kopfes stieß er die Worte hervor: „Meinen Glückwunsch!“

Er wußte, welchen Namen Porter als den seiner Braut nennen würde, und bangte doch davor ihn zu hören. War dieser Mensch wirklich so unbefangen, daß ihm nie eine Ahnung aufgestiegen, wie es zwischen ihm und Adelheid gestanden oder war er so boshaft und niedrig gesinnt, um sich an seinen Qualen zu weiden. In beiden Fällen durfte er sich keine

Blöße geben und mit übermenschlicher Anstrengung zwang er sich nach ganz kurzem Stillschweigen zu der kalt und höflich klingenden Worten: „Darf ich fragen, mit wem?"

Statt direkt darauf zu antworten, sagte Porter: „Ich werde wahrscheinlich als Theilnehmer in das Geschäft meines künftigen Schwiegervaters treten."

Wilde's Athem ging keuchend. Es ward ihm schwarz vor den Augen, warum durfte er sich nicht auf diesen Menschen stürzen und ihn mit seinen Fäusten zermalmen!

„Meine Braut ist die Tochter des Bankiers Nagel," fuhr Roland fort, der von dem Gemüthszustande Wilde's gar nichts zu gewahren schien, und fügte erst nach einer kleinen Pause hinzu: „Marianne!"

Der Lieutenant glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Was sagen Sie?" fragte er sich vorbeugend.

„Marianne Nagel, die zweite Tochter des Bankiers," wiederholte Roland gelassen, „sie befindet sich jetzt wieder im elterlichen Hause."

Jetzt sprang der Lieutenant auf, dahin waren Stolz und Selbstbeherrschung. Roland bei beiden Schultern packend schrie er: „Mensch, was sagen Sie da. Marianne Nagel, nicht Adelheid, ist Ihre Verlobte?"

„Ich schwöre es Ihnen, aber lassen Sie mich los!“ antwortete Roland und suchte sich von ihm frei zu machen.

„Und Sie haben nie an Adelheid gedacht?“ fragte der Lieutenant.

Roland machte eine eigenthümlich pfiffige und gleichzeitig betretene Miene. „Das kann ich doch nicht eidlich versichern,“ entgegnete er kleinlaut, als der Lieutenant sich darauf entrüstet abwenden wollte, ergriff er seine Hand und bat warm und herzlich: „Seien Sie offen gegen mich, lieber Herr Lieutenant, gestehen Sie mir zu, was ich doch schon weiß, Sie lieben Adelheid Nagel und werden von ihr geliebt.“

Wilde fuhr zurück, noch einmal regten sich Stolz und Trotz mächtig in ihm, er wollte sich die unberufene Einmischung mit Entschiedenheit verbitten, aber Roland's sonniger Liebenswürdigkeit vermochte er nicht zu widerstehen. „Und wenn dem so wäre?“ fragte er dagegen. „Adelheid hat mich aufgegeben,“ antwortete er.

„Ganz im Gegentheil, sie ist der Meinung, Sie hätten auf sie verzichtet, da Sie eine mitgiftlose Frau nicht heirathen können,“ erwiderte Porter.

„Ich!“ schrie Wilde. „Ich bin um eine Versetzung eingekommen, um sie, sobald ich Rittmeister

geworden, heimführen zu können, aber sie will das bescheidene Loos, das ich ihr zu bieten habe, nicht theilen, das habe ich schwarz auf weiß."

„Von ihrer eigenen Hand?"

„Nein, ihre Mutter hat es mir geschrieben."

Roland ließ einen kurzen Pfiff hören und zog eine so verschmitzte Miene, daß der arglose Lieutenant doch augenblicklich auf die richtige Fährte gerieth.

„Sie glauben, Frau Nagel habe ein falsches Spiel gespielt? Das erschien mir undenkbar."

„Ich glaube es nicht nur, ich bin jetzt davon überzeugt," antwortete Roland, „aber wir dürfen die arme Frau nicht zu hart beurtheilen, es giebt Lagen im menschlichen Leben, wo selbst der Beste straucheln kann, ja er glauben mag, ein kleineres Unrecht thun zu dürfen, um ein großes Unheil zu verhüten. In einer solchen Lage hat Frau Nagel sich befunden."

„Das ist mir unverständlich. Unrecht bleibt Unrecht," sagte Wilde finster.

„Ganz meine Meinung," stimmte Porter zu, „dennoch — wenn Sie alles wissen."

„Herr Lieutenant," fuhr er in einem anderen Ton und mit entschlossener Miene fort, „ich bin nicht von Ungefähr zu Ihnen gekommen, sondern in der Absicht, Mißverständnisse aufzuklären, Wirren zu lösen

und für alle Betheiligte ein gutes, glückliches Ende herbeizuführen. Wenn ich Ihnen mit meiner Verlobungsanzeige etwas plump ins Haus fiel, so verzeihen Sie mir, es war auf eine Ueberrumpelung abgesehen."

„Im Gegentheil, Sie haben es recht fein angefangen," lächelte Wilde und reichte ihm die Hand.

„Und nun setzen Sie sich her und hören Sie, was ich Ihnen zu berichten habe," sagte Porter, seinen Stuhl etwas näher zu dem des Lieutenants schiebend und begann seine Auseinandersetzung.

Wilde hörte ihm voll Verwunderung zu. Was ihm der Amerikaner da erzählte, lag den Kreisen, in denen er sich bewegte, lag seinen Erfahrungen und Anschauungen so vollständig fern, daß er sich nicht hineinzufinden vermochte und immer und immer wieder Zwischenfragen stellte, die Porter aufklärend beantworten mußte.

Zuletzt schüttelte er den Kopf und sagte: „Sie mögen reden und auseinandersetzen, so viel Sie wollen, lieber Porter, ganz klug werde ich aus der Geschichte doch nicht."

„Ist auch nicht nöthig," erwiderte Roland lustig, „wenn Sie nur begreifen, daß ich kein Rivale von Ihnen bin."

„O, ich begreife noch mehr," rief der Lieutenant, Rolands Hand ergreifend, die er warm drückte, „ich begreife, daß Sie einen seltenen Edelmuth bewiesen und daß ich Sie arg verkannt habe. Ich bitte Sie aufrichtig um Verzeihung."

„Durchaus nicht nöthig," antwortete Roland, die ihm dargebotene Hand schüttelnd, daß die Gelenke knackten, „wenn ich es mir recht überlege, so habe ich keine Anerkennung verdient, ich war im Begriffe, wenn nicht einen schlechten, so doch einen recht dummen Streich zu machen; man soll kein Mädchen heirathen, das man nicht liebt und von dem man nicht geliebt wird. Doch zweierlei dienen zu meiner Entschuldigung," fuhr er fort und sein Ton wurde jetzt betheuernd, „ich würde nie diesen Ausgang vorgeschlagen haben, wäre ich mir selbst darüber klar gewesen, wie fest das Bild meiner unbekannten Reisegefährtin in meinem Herzen sitzt und hätte ich gewußt, daß Sie und Adelheid sich lieben und einander schon das Wort gegeben haben"

„Ich glaube Ihnen unbedingt, es ist kein Wort mehr darüber zu verlieren," war Wilde's Antwort.

„Hurrah, nun ist ja alles gut!" rief Roland fröhlich aufspringend, blieb aber betroffen von dem Gesichtsausdruck des Lieutenants vor seinem Stuhl

stehen. „Aber was haben Sie denn noch? Sie schauen ja so finster darein? Giebt es noch immer Wolken?"

„Leider!" seufzte Wilde.

„Sie werden es dem armen Mädchen nicht nachtragen, daß sie geschwankt und gekämpft, ob sie Ihr Glück und ihre Liebe den Ihrigen zum Opfer bringen solle? Sie war unglücklich genug dabei!"

„Nein, nein," murmelte Wilde.

„Und unter uns, ich glaube doch nicht, daß sie im Stand gewesen wäre, das Opfer zu bringen; auch wenn meine Marianne nicht als rettende Diana erschienen wäre, um die moderne Iphigenia vom bereits lodernden Altare zurückzureißen," sagte Roland schon wieder lustig, „aber was ist es denn sonst? Verstimmt Sie die Komödie so, welche Ihre Schwiegermutter in spe aufgeführt?"

„Mich verstimmt nichts, ich liebe Adelheid so, daß ich um ihretwillen alles vergessen, alles verzeihen könnte!" entgegnete Wilde enthusiastisch, „aber bedenken Sie, ich bin Officier. Man nimmt es bei uns sehr streng —"

„Nun, ich möchte den sehen, der gegen Adelheid Nagel etwas zu sagen wagte," unterbrach ihn Roland.

„Ich würde ihn sofort fordern!" rief Wilde mit

blitzenden Augen. „Aber es handelt sich nicht allein um sie, sondern auch um ihren Vater. Besteht sein Verhalten gegen Ihren Vater vor der Beurtheilung eines Ehrengerichts?"

„Ein solches wird über den Fall nie zu entscheiden haben," erwiderte Roland mit heiterer Bestimmtheit. „Die Sache kümmert nur meinen Vater und Herrn Nagel und ist mit dem Augenblick aus der Welt geschafft, wo ich seiner Tochter den Verlobungsring an den Finger stecke."

„Trotzdem!" Wilde schaute düster vor sich hin.

„Ja, was wollen Sie denn noch? Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Niemand weiter vom eigentlichen Sachverhalt etwas erfahren soll."

„Das mag sein, aber ein unglücklicher Zufall kann die Geschichte an den Tag bringen, ich selbst würde mich stets bedrückt fühlen in dem Bewußtsein, daß ich den Kameraden etwas zu verbergen habe."

„Aber Nagels Ehre ist ja vollständig intakt. Ich würde weder der Socius, noch der Schwiegersohn eines Mannes werden, den —"

„Verzeihen Sie," unterbrach ihn Wilde ein wenig unsicher, „die Ehrbegriffe in den verschiedenen Ständen sind verschieden."

„Es giebt nur eine Ehre!" brauste Porter auf,

„und die ist für den Kaufmann nicht minder zart und heilig wie für den Edelmann und Officier. Nagel hat diese Ehre nicht verletzt oder wollen Sie jedem einen Defect an seiner Ehre nachweisen, der sein Vermögen und sein Lebensschicksal auf Karten und Würfeln setzt? Dann müßten Sie sehr vielen Ihrer Kameraden und Standesgenossen den Rücken kehren. Er hatte nach dem Wortlaut des zwischen ihm und meinem Vater abgeschlossenen Vertrages keineswegs die Verpflichtung, nach diesem zu forschen, sondern brauchte nur ruhig abzuwarten, bis er sich meldete, und er hat nachweislich zu verschiedenen Malen das erstere gethan. Er hat, als ich nach vielen Jahren, wo er mit Fug und Recht den ehemaligen Partner für verschollen und todt halten mußte, als dessen Abgesandter erschien, gar nicht gewartet bis ich mit meiner Forderung vor ihn trat, sondern ist mir entgegengekommen, obwohl jene sein Vermögen überstieg, obwohl deren Tilgung seinen geschäftlichen Ruin, Armuth und Entbehrungen für seine Familie bedeutete. Nennen Sie das ehrlos handeln?“

Ohne Wild Zeit zu einer Antwort zu lassen, fuhr er fort: „Ist es nicht menschlich, ist es nicht begreiflich und verzeihlich, daß er da nach einem Ausweg, nach einem Vergleich gesucht hat, daß er sich be-

mühte, die Hand zu ergreifen, die ich ihm selbst bot? Ich dächte, würde selbst die Geschichte in allen ihren Einzelheiten bekannt, so könnte Niemand daraus einen Vorwurf gegen Nagel ableiten, und thäte man es doch, nun, dann an Ihrer Stelle würde ich erst Mensch und dann Officier sein, Herr Lieutenant von Wilde. Aber Sie haben dergleichen nicht zu befürchten, Niemand wird davon erfahren."

„Ich fürchte nichts; Ihre Worte haben mich vollständig überzeugt. Ich danke Ihnen!" sagte der Lieutenant und bot Porter wieder die Hand, dieser begnügte sich aber nicht damit, sondern schloß ihn in die Arme.

„Hip, hip, hurrah!" schrie er, „das lasse ich mir gefallen! Sie sind doch ein famoser Kerl, Wilde! Nun giebt es noch heute eine Doppelverlobung!"

„Halt, halt, so weit sind wir noch nicht," erwiderte Wilde wider Willen lachend und suchte sich aus der sehr kräftigen Umarmung des jungen Amerikaners zu lösen.

„Aber es kommt heute noch so weit," beharrte dieser und drückte ihn nur noch fester an sich. „Autorisiren Sie mich, Ihr Freiwerber zu sein?"

„Aber Porter!"

„Thun Sie mir doch den Gefallen," bat dieser

und ließ ihn endlich los, „ich gehe jetzt zum Alten und halte um Marianne an, da geht alles gleich in eins hin."

„Aber Herr Nagel weiß ja noch gar nicht."

„Thut nichts, ich werde es ihm schon beibringen," entgegnete Porter unerschütterlich, „geben Sie mir nur die Erlaubniß."

„Ich weiß doch nicht —"

„Aber Mensch, so werfen Sie doch die viele Vorsicht und Rücksicht nur ein einziges Mal über Bord! Sie sind doch sonst ein schneidiger Officier. Also vorwärts zur Attacke!"

„Die Sie für mich unternehmen."

„O, Sie werden Ihren Antheil schon bekommen. Sie hören bald von mir. Auf Wiedersehen heute beim Verlobungsfest."

Ehe der Lieutenant etwas zu erwidern vermochte, hatte er seinen Hut ergriffen und war zur Thür hinausgestürmt.

Zehn Minuten später betrat er das Nagel'sche Geschäft in der Jägerstraße, verlangte sofort den Chef zu sprechen und ließ sich auch nicht abweisen, als man ihm sagte, Herr Nagel sei soeben von der Börse gekommen und dringend im Privatcomptoir beschäftigt.

„Die Angelegenheit, die mich herführt, duldet keinen Aufschub, melden Sie mich," entgegnete er mit

einer Haltung, die jede Widerrede ausschloß, und der Erfolg rechtfertigte seine Kühnheit; Herr Nagel ließ ihn sofort zu sich bitten.

„Sie sehen einen Glücklichen vor sich, Herr Nagel,“ redete er den ihm mit gespannter, ängstlicher Miene entgegentretenden Bankier an, „Ihre Tochter hat mir erlaubt, bei Ihnen um ihre Hand anzuhalten.“

Nagel blieb ein paar Minuten sprachlos. Daß Porter ihn in seinem Geschäftslocal in einer dringenden Angelegenheit aufsuchte, hatte ihn mit bangen Ahnungen erfüllt. Hatte Adelheid ihn zurückgewiesen, war er selbst der fruchtlosen Bewerbung müde geworden und kam nun, um ihm sagen, daß er davon abstehe, und sie ihre Angelegenheit anderweitig regeln müßten? Der Uebergang von der Angst zur Freude war so jäh, daß der stark überreizte Mann es kaum zu ertragen vermochte.

„Kommen Sie aus meinem Hause? Hat meine Tochter Ihnen dort —,“ stammelte er.

„Nein,“ unterbrach ihn Roland, die Frage abschneidend, „ich will erst dorthin gehen, um mir das bindende Wort zu holen, zuvor komme ich zu Ihnen, um Sie zu fragen, ob ich Ihnen als Schwiegersohn willkommen bin?“

„Mit tausend Freuden,“ erwiderte der Bankier,

dem die Thränen in die Augen traten, „das brauche ich Ihnen nicht erst zu versichern.“

„Und auch als Socius?“

„Doppelt willkommen. Wie danke ich Gott, daß er alles zu einem so glücklichen Ende geführt!“ Er faltete die Hände, schaute still vor sich hin und schloß dann Roland in die Arme; — diesem war es vorläufig aber noch gar nicht um Rührung zu thun, er machte sich schnell los und sagte:

„Auf die Gefahr hin, als leichtsinniger Kaufmann in Ihren Augen zu erscheinen, muß ich Sie doch bitten, heute alle Geschäfte im Stich zu lassen.“

„Geben Sie mir nur eine halbe Stunde Zeit, lieber Porter.“

„Nicht mehr als nöthig ist, diese Papiere in den eisernen Schrank zu schließen.“ Er deutete auf die auf dem Schreibtisch des Bankiers liegenden Effecten. „Der Wagen hält vor der Thür. Kommen Sie.“

„Unmöglich!“

„Meine Braut wartet! Erinnern Sie sich der eigenen Jugend, lieber Schwiegervater!“

„Nun denn, zehn Minuten.“

Er rief den alten Buchhalter, übergab diesem die Eingänge des heutigen Tages zur Erledigung und verließ zu dessen und des ganzen Personals größtem

Erstaunen mit Porter das Geschäft. Man hatte heute wieder den Beweis, daß der Amerikaner eine geheimnißvolle Macht über den Chef besaß und Regen und Sonnenschein bei ihm machen konnte.

Roland Porter saß während der Fahrt von der Jäger- nach der Hitzigstraße mit glückstrahlenden Mienen, aber ziemlich schweigsam neben dem Bankier, der sich vergeblich bemühte, in ein Gespräch mit ihm zu kommen. Auf alle an ihn gerichtete Fragen gab er einsilbige und ein paar Mal, wie es Nagel bedünken wollte, ganz verkehrte Antworten. Er gab es endlich auf, den Verliebten zu unterhalten und überließ sich selbst seinen Gedanken, die seit langer Zeit einmal wieder beruhigend und angenehm waren.

X.

Im Gartensalon der Nagelschen Villa befand sich Frau Nagel mit ihren beiden Töchtern. Trotzdem im Kamin ein helles Feuer brannte, war die auf die Veranda und von da nach dem Garten führende Glasthür doch geöffnet, so daß ein herber, würziger Hauch des fallenden Laubes das Zimmer erfüllte und das Sonnenlicht ungehindert einzuströmen vermochte. Von einem Schein wie von einer goldenen Wolke umflossen, saß Marianne auf einem niedrigen vergoldeten Stuhl dicht an der Thür, während Adelheid mit einer Decke über sich in der Nähe des Kamins auf einer Chaiselongue lag und recht bleich und abgespannt aussah. Frau Nagel hielt ein Buch in der Hand und gab sich den Anschein als ob sie lese, aber es währte sehr lange Zeit ehe sie eine Seite umwandte. Beinahe in der Mitte, zwischen beiden Töchtern auf einem Sessel sitzend, wanderten ihre Blicke von einer zur andern und keine wollte ihr recht gefallen. Adelheid

klagte über Kopfweh, fröstelte und war offenbar leidend; Marianne hatte eine Miene und Haltung, die ihr zu denken gab.

Frau Nagel war durch die Ankunft ihrer jüngsten Tochter am Abend zuvor nicht gerade angenehm überrascht worden. Sie liebte Marianne zärtlich, obwohl sie die schöne Adelheid immer etwas gegen sie bevorzugte und war wenig damit einverstanden, daß jene der alten kränkelnden Tante einen so großen Theil ihrer Jugend widmete, dennoch hätte sie sie jetzt gerade gern fern von Hause gehabt. Sie fürchtete ihre scharfen und klugen Augen, fürchtete ihr thatkräftiges Wesen und zitterte davor, sie könne ihren Einfluß auf Adelheid anwenden und den Plan, den sie mit so großem Geschick und mit unermüdlicher Ausdauer verfolgt, im letzten Augenblicke, wo sie seiner Verwirklichung entgegensah, zum Scheitern bringen.

Sie hatte Mühe sich gegeben, herauszubringen, was die Schwestern während ihres Beisammenseins am vergangenen Abend gesprochen, aber Adelheid hatte fast gar nicht geredet und Marianne war ihr gewandt entschlüpft; geradezu zu fragen, hielt sie aber nicht für klug. Auch über ihren Ausgang in den frühen Morgenstunden hatte Marianne sich nicht ausgelassen, sondern nur gesagt, sie hätte im Auftrage der Tante

einige Einkäufe besorgt, die man ihr zuschicken werde. Sie hatte dann vom Leben und Befinden der letzteren erzählt, da aber Frau Nagel wenig Lust hatte darauf einzugehen, war das Gespräch schon seit einer geraumen Weile ganz verstummt. Nun begann Frau Nagel in einem leicht gereizten Ton:

„Schließe doch die Thür, Marianne; Adelheid fröstelt dicht am Kamin und hüllt sich in die Decke.“

„Nicht doch, Mama, der Sonnenschein thut mir gut“, versetzte Adelheid, aber ihr Aussehen und ihre Stimme straften sie Lügen. Gleichzeitig sandte sie einen flehenden Blick zu ihrer Schwester, aber diese antwortete nur durch ein leises Kopfschütteln, während sie dem Befehl ihrer Mutter Folge leistete, die Glasthür schloß und tiefer ins Zimmer trat. Sie hatte auch der Schwester nichts über den Zweck ihres Ausgangs gesagt, sondern sie nur mit ein paar liebevollen Worten gemahnt, geduldig zu sein und ihr zu vertrauen.

Das arme Mädchen vermochte das nicht; mit jeder Viertelstunde, welche der Zeiger auf der ihr gegenüber befindlichen Uhr vorrückte, vermehrte sich ihre Angst, ihre Unruhe. Wie Feuer brannte Porters Brief, den sie auf ihrer Brust verborgen trug. Wie

lange durfte sie ihn noch unbeantwortet lassen? Und was sollte sie darauf erwidern?

Da wurde die Thür schnell geöffnet. Ihr Vater trat ein. Hinter ihm wurde Porter sichtbar. Die Entscheidung war da. Der Freier mochte nicht länger warten, er hatte sich bereits an den Vater gewendet und kam sich die Antwort zu holen.

Bebend erhob sie sich von ihrem Ruhelager; nur wenige Schritte that sie den Ankommenden entgegen.

„Liebe Marie, Du ahnst, wen ich Dir in Herrn Porter bringe“, begann Nagel freudestrahlend und hielt den jungen Mann bei der Hand, „unseren Schwiegersohn! Laß uns zusammen unsere Kinder segnen.“

Er führte Porter zu Adelheid, diese aber, vom plötzlichen Schreck ergriffen, von namenloser Angst erfaßt, wich zurück, streckte abwehrend den Arm aus und rief mit bleichem Munde: „Nein, nein, Vater, Mutter, habt Erbarmen mit mir, ich — ich kann Herrn Porters Frau nicht werden!“

Nagel stand im ersten Augenblick wie angedonnert, dann aber erfaßte ihn ein Zorn: „Wie kannst Du es wagen, Deine Eltern und diesen hochachtbaren Herrn in einer solchen Weise zu narren und zu beleidigen!“ schrie er und hob den Arm.

Seine Frau hielt ihn zurück. „Sei ruhig, Christian“, bat sie, obwohl sie selbst vor Aufregung am ganzen Leibe zitterte und fast ebenso bleich wie Adelheid geworden war, „Adelheid befindet sich nicht wohl; sie hat in der Ueberraschung nicht recht gewußt, was sie spricht.“

„Sie hat Herrn Porter aufgefordert, bei uns um sie anzuhalten, daraufhin ist er zu mir gekommen. Was soll dieses Benehmen bedeuten? Sprich?“ Er drang auf seine Tochter ein.

„Das ist ein Irrthum“, sagte Adelheid leise. „Ich habe Herrn Porter noch keine Antwort auf seinen Brief gegeben.“

Nagel wandte sich verwundert zu Porter herum: „Sie sagten mir doch aber, meine Tochter —“

„Das hat auch seine vollständige Richtigkeit“, fiel Porter lächelnd ein, „nur haben Sie mich mißverstanden, Herr Nagel, ich sprach nicht von Fräulein Adelheid, sondern von Marianne, ich hoffe deren Bescheid wird anders lauten.“ Er trat bei diesen Worten zu dem jungen Mädchen, das sich ein wenig abseits gehalten, ergriff ihre Hand und führte sie den Eltern zu, aber diese standen wie zu Bildsäulen erstarrt und vermochten sich in die Situation nicht zu finden.

„Sie wollen Marianne heirathen?" stammelte Herr Nagel.

„Aber Sie kennen sie ja gar nicht", fügte seine Frau hinzu.

„Gebt es nicht zu! Sie will sich für mich opfern!" schrie Adelheid, die zu begreifen glaubte.

Aber Marianne sah garnicht wie ein Opferlamm aus, sondern lächelte glückselig.

„Marianne, beruhige Deine Schwester, daß Du mich nicht für den Moloch hältst, dem Du in die Arme gelegt werden sollst und sage auch Deinen Eltern, daß Du mir Dein Versprechen mit Deinem freien Willen gegeben hast", bat er.

„Und daß ich sehr, sehr glücklich bin", flüsterte sie hocherröthend.

Er schloß sie in seine Arme und sie verbarg ihr Gesicht an seine Brust.

„Sie sehen, es bleibt Ihnen nichts übrig, als uns zu segnen," sagte Porter sich an die immer noch ganz verblüfft dastehenden Eltern wendend; „wir lassen nicht von einander und wenn ich mit ihr davon laufen sollte."

„Aber so erklären Sie mir," versetzte Nagel zu Porter gewendet.

„Erzähle mir, Marianne!" rief seine Frau, ihrer Tochter Hand ergreifend.

„Nicht eher als bis Sie mir gesagt haben, daß ich Ihnen als Schwiegersohn und Sozius willkommen bin, auch wenn meine Braut nicht Adelheid, sondern Marianne heißt!“ rief Porter.

„Gewiß, gewiß,“ beeilten sich Nagel und seine Frau zu versichern, „aber wie ist das nur so schnell gekommen?“

„O im Gegentheil, wir sind alte Bekannte,“ lachte Porter, „nicht wahr Marianne?“

Ohne die Hand seiner Braut aus der seinigen zu lassen, nahm er mit ihr neben den Eltern und der sehr schnell von ihrem Unwohlsein genesenen Adelheid Platz und erzählte in höchst ergötzlicher Weise sein Abenteuer im Eisenbahncoupee, sowie sein heutiges Zusammentreffen mit dem jungen Mädchen, das er auf den ersten Blick geliebt und nicht vergessen gekonnt hatte. „Und es scheint, daß sie die gleichen Gesinnungen für mich hegt,“ fügte er die Hand seiner Braut inbrünstig an seine Lippen führend hinzu, dann wandte er sich an Adelheid und bot ihr die Hand.

„Sie haben mir heute zwar ein nicht ganz feines Körbchen geflochten,“ scherzte er und mir sogar die Rolle eines Götzen zugetheilt, dem junge Mädchen geopfert werden, ich hoffe aber doch, wir werden uns als Schwager und Schwägerin sehr gut vertragen.“

Statt der Antwort schlang sie ihre Arme um seinen Hals und während er ihre Stirn küßte, flüsterte sie: „Ich konnte ja nicht —“

„Weiß schon,“ unterbrach er sie leise, „und es war auch recht gut so, „aber, liebe Schwägerin,“ fügte er laut hinzu, „Du hast mir etwas gewährt, was ich von meiner Braut noch nicht empfangen habe — den ersten Kuß.“

Er beugte sich zu Marianne und diese bot ihm heiß erglühend die frischen Lippen.

„Sie sollen mich nicht auch an ein Vergessen mahnen,“ bemerkte Nagel und wollte nach der Thür gehen.

„Was wollen Sie thun?“ fragte Porter ihn zurückhaltend.

„Den Diener herbeirufen und Champagner bestellen.“

„Warten Sie noch, ich hoffe, wir können bald die Gesundheit von zwei Brautpaaren trinken.“

„Was heißt das? Haben Sie vielleicht ein solches in der Tasche? Nach der Ueberraschung, die Sie uns heute bereitet haben, halte ich alles für möglich.“

„Das nun gerade nicht, wohl aber habe ich es übernommen, für einen Freund um Adelheids Hand zu werben.“

„O nein, nein!“ rief das junge Mädchen, „laß mich! Ich bitte —“

„Aber Adelheid, wer wird so voreilig sein, höre doch erst wer es ist,“ neckte die Schwester und in Adelheids Brust regte sich eine süße Ahnung.

„Mein Freund, der Premier-Lieutenant Dankmar von Wilde,“ begann Roland und von drei Seiten ertönte gleichzeitig ein leiser Schrei.

„Er hat mich aufgegeben,“ flüsterte Adelheid.

„Das hat er nicht, Deine Mutter wird Dir die nöthige Aufklärung geben,“ entgegnete Roland und nickte zugleich der in großer Verwirrung vor sich niederschauenden Frau Nagel ermuthigend zu.

„Was bedeutet das, was hat sich hinter meinem Rücken abgespielt?“ rief der Bankier unmuthig und blickte fragend von seiner Frau auf seine Tochter.

„Ich widerrieth Wilde, sich mit seiner Bewerbung an Dich zu wenden, weil ich wußte, wie abgeneigt Du der Verbindung einer Deiner Töchter mit einem adligen Offizier warst,“ gestand Frau Nagel.

„Weil ich mich dafür nie als reich genug ansah,“ erklärte Nagel. „Ich betrachtete mein Vermögen immer wie geliehenes Gut, das mir eines Tages abgefordert werden konnte; ich durfte nicht zugeben, daß noch ein

Anderer seine und d er Seinigen Existenz auf so schwankendem Grunde errichtete."

„Das ist nun anders geworden," nahm Roland fröhlich das Wort. „Der Chef des Hauses Christian Nagel u. Comp. kann sich wohl den Luxus eines solchen Schwiegersohnes gestatten. Geben Sie Ihre Einwilligung, Papa, Sie sollen sehen, wir machen zusammen so brillante Geschäfte, daß wir den Jahreszuschuß für eine ganze Anzahl von verheiratheten Töchtern nicht spüren."

Adelheid sah den neuen Schwager mit dankbaren Blicken an und Marianne drückte ihm warm die Hand.

„Helfen Sie mir doch, Mama," fuhr er fort, „es ist in wohlgeordneten Familien nicht Sitte, daß man die jüngere Tochter vor der älteren verheirathet, Sie werden sich das doch auch nicht gern nachsagen lassen wollen."

„Was wird er noch alles für Gründe vorbringen?" fragte Herr Nagel lachend. „Wir müssen, meine ich doch zunächst hören, was die Hauptperson dazu sagt?"

Er trat dicht an Adelheid heran, lehnte ihren Kopf an den seinigen und sagte leise: „Adelheid, gesetzt der Fall, ich gäbe Porters Bitten Gehör und Lieutenant von Wilde käme hierher, dürfte ich sicher sein,

daß Du ihm nicht einen ähnlichen Empfang bereitest wie heute jenem, als ich ihn Dir zuführen wollte?"

„Muß ich Dir diese Frage wirklich erst noch beantworten, Papa?" entgegnete sie und eine heiße Thräne fiel auf seine Hand, über die sie sich küssend neigte.

„Mein armes Kind, Du hast schwer leiden müssen, das sehe ich erst jetzt vollständig ein," sagte er leise und schloß sie in die Arme. Ein ernster, strafender Blick fiel auf seine Frau, die ihm ins Ohr flüsterte:

„Ich wollte das Beste, verzeihe mir wenn ich mich in den Mitteln vergriff."

„Meine Antwort, Papa, meine Antwort," drängte Roland, der das Zwiegespräch der Eltern schleunig abgebrochen sehen wollte.

„Wie kann sie denn anders als bejahend lauten? Ich darf doch meinem Sozius das erste Anliegen, das er an mich hat, nicht abschlagen."

„Hurrah, hip hurrah, Papa!" schrie Roland. „Lassen Sie Champagner kalt stellen; hab' ich's nicht gesagt, heute gibt's Doppelverlobung in der Villa Nagel!"

Ein paar Stunden später reihte sich um die festlich gedeckte Tafel im hell erleuchteten Speisesaal der Villa eine kleine froh bewegte Gesellschaft. Die Mittelplätze nahmen der Hausherr und die Hausfrau ein, an der Seite des ersteren saßen Adelheid und Wilde,

neben der letzteren hatten Roland und Marianne sich niedergelassen, das Verbindungsglied zwischen beiden bildete Walter Nagel, dem auch die Aufgabe zufiel, den Toast auf die Verlobten auszubringen, denn Herr Nagel war viel zu tief gerührt, um einen längeren Satz sprechen zu können, ohne daß Thränen seine Stimme erstickten. Er begnügte sich damit, abwechselnd seiner Frau und Wilde die Hand zu drücken und Adelheid liebkosend Stirn und Wangen zu streicheln.

Walter Nagel hielt eine längere, wohl gelungene Rede mit allerlei treffenden und doch diskreten Anspielungen und erntete dafür den verdienten Beifall. Seine Schwester Marianne wandelte denselben zugleich in eine Neckerei, indem sie als besonders anerkennenswerth hervorhob, daß er sich so schnell in die obwaltenden Verhältnisse hineinzudenken vermocht hatte, da sie ihm bis jetzt doch völlig fremd gewesen wären.

In der That war Walter wie aus den Wolken gefallen gewesen als der Vater in sein Studirzimmer gedrungen war und ihm die Verlobung der Schwestern angekündigt hatte. Er hatte sich seit längerer Zeit so gar nicht um das bekümmert, was in seiner Nähe vorging und einzig seinen Studien gelebt. Erschrocken erfuhr er jetzt, wie nahe das Haus Nagel dem Abgrunde gestanden habe.

„Du hättest mich nicht in Unwissenheit lassen sollen über das, was Dich, die Mutter und die Schwestern mit Angst und Sorge erfüllte," hatte er dem Vater in Gegenwart der Stiefmutter gesagt, „ich hätte auch mein Theil daran haben sollen."

„Wer Augen hatte zu sehen, der sah, daß bei uns ein Verhängniß drohte," war Frau Nagels bittere Bemerkung gewesen und reumüthig hatte Walter zugestanden:

„Die hatte ich eben nicht, Ihr hättet sie mir öffnen sollen."

„Was hätte das genützt," sagte der Vater; „Du konntest mir nicht helfen, ich hätte Dich nur in Deinen Studien gestört, und Walter," fügte er, ihm beide Hände auf die Schultern legend, hinzu, „daß ich Dir's nur bekenne, ich suchte den Tag immer weiter hinauszuschieben, wo ich Dir gestehen mußte: Deines Großvaters Vorsicht ist gerechtfertigt, was Du mir von Deinem Vermögen in's Geschäft gegeben, ist auch verloren, wenn mein ehrlicher Name gerettet werden soll."

„Als ob ich Dir das Geld zu einem anderen Zwecke gegeben hätte, als daß Du es als das Deinige betrachten und es nach Deinem Ermessen darüber verfügen solltest, als ob ich nicht ohnehin genug hätte!"

sagte Walter. „Ich dachte Du solltest mich ohne Worte verstehen; ich wollte dadurch so viel es in meinen Kräften stand, das Unrecht ausgleichen, das Dir durch meines Großvaters Testament geschehen ist.“

„Reden wir nicht mehr davon,“ wehrte Nagel.

„Doch, reden wir nur dieses eine Mal noch davon,“ entgegnete Walter, „und laßt das, was wir hier beschließen, unter uns bleiben. Ich verzichte auf dieses Capital zu Gunsten meiner Schwestern, sie mögen es ihren Gatten als Mitgift zubringen.“

„Walter!“ rief Frau Nagel, und zum ersten Male schloß sie ihren Stiefsohn in wahrhaft mütterlicher Weise in ihre Arme, sie fühlte, daß sie ihm viel abzubitten habe. Als Marianne ihre neckenden Dankesworte für seinen Trinkspruch sagte, glaubte sie ihm durch eine freundliche Aeußerung die Spitze abbrechen zu müssen; Roland Porter aber sagte, indem er sein Glas erhob:

„Was meine Braut Dir scherzhaft zum Vorwurf macht, das ist in Wahrheit ein Ruhm für Dich. Nur wer sich zu gegebenen Zeiten ganz in seinen Beruf versenkt, wird ihm in vollster Weise gerecht werden können. Es ist eine schöne, freundliche Fügung, daß wir vier Männer, die wir fortan in engster und

treuester Verbindung miteinander stehen werden, den Lehrstand, den Wehrstand und den Nährstand repräsentiren, daß wir einander ergänzen, stützen und fördern werden. Auf dieses Zusammenwirken, auf die treue Mitarbeit unserer Frauen, auf eine gesunde, ersprießliche Thätigkeit zum Wohle der Allgemeinheit, wie für den eigenen Herd laßt uns anstoßen."

Hell klangen die Kelche, in welchen der Schaumwein perlte, aneinander; bald darauf hob Frau Nagel die Tafel auf. Feinfühlig erkannte sie, daß nach diesen Worten keine andere Rede mehr gehalten werden durfte.

Dankmar von Wilde mußte sich schon am folgenden Tage von seiner Braut und den ihm schnell lieb gewordenen Angehörigen derselben trennen, um sich auf den ihm zugewiesenen Posten zu begeben; er wußte, daß er keine Aenderung der einmal getroffenen Verfügungen zu erlangen vermöge, und hätte er dies vermocht, er hätte es nicht gewollt. Gehorsam gegen den Befehl seiner Oberen, treue Erfüllung der ihm auf sein eigenes Ansuchen zu Theil gewordenen Aufgabe, erschien ihm eine Pflicht, der er sich auch unter veränderten Verhältnissen unweigerlich zu unterziehen hatte.

Roland Porter sandte noch ehe er sich zum Verlobungsmahl niederließ, ein Telegramm an seinen Vater

ab, auf das unverzüglich eine jubelnde Antwort erfolgte; Herr Porter senior schien entweder keinen Werth darauf zu legen oder gar nicht darauf geachtet zu haben, daß die Erwählte seines Sohnes nicht Adelheid, sondern Marianne hieß und nicht die älteste, sondern die zweite Tochter des Bankier Nagel sei. Roland behielt sich eine ausführliche Mittheilung über den vollzogenen Tausch für eine spätere Zeit vor.

Weniger beglückt war über die Verlobung ihrer Nichte Tante Gottliebe in Hamburg. Sie erwiderte die Anzeige durch einen Klagebrief, in welchem sie nicht undeutlich durchblicken ließ, daß Marianne sie hinter das Licht geführt habe und schon in der Absicht nach Berlin gereist sei, sich dort zu verloben. „Hätte ich nur gewußt, was Du im Sinne hattest, ich würde Dich nicht fortgelassen haben," fügte sie naiv genug hinzu.

„Hättest Du Dich zurückhalten lassen, wenn Du gewußt hättest, was Deiner hier wartet?" fragte Roland als ihm Marianne den Brief mittheilte und sie erwiderte scherzend:

„Wer weiß? Aber es ist gut so wie es ist, Niemand kann seinem Schicksal entgehen. Wir müssen die Tante zu versöhnen trachten und das beste Mittel

dazu wird sein, daß Du mich zu ihr nach Hamburg begleitest."

Roland äußerte seine Zweifel an dem Erfolg dieses Mittels, aber Marianne behielt Recht. Die Tante fand ein so großes Gefallen an dem jungen Mann, daß sie sich zu dem Geständniß herbeiließ, sie hätte es ihrer Nichte kaum verdenken können, wenn sie ihn ihr damals von der Eisenbahnfahrt sogleich mit in's Haus gebracht hätte. Sie versprach sogar zur Hochzeit zu kommen und führte dieses Vorhaben zum größten Erstaunen ihres Bruders und ihrer Schwägerin auch wirklich aus.

Zur Hochzeit Marianne's und Roland's, die im Mai des nächsten Jahres stattfand, trafen seine Eltern mit der jüngsten, noch unverheiratheten Schwester ein. Frau Porter hatte ihre Abneigung gegen einen Besuch Europa's endlich überwunden, und es gefiel ihr so über Erwarten gut daselbst, daß sie die Absicht kundgab, die Fahrt über den Ocean alljährlich zu wiederholen. Außer dem Sohn, der sie dahin zog, hatte sie in Zukunft noch einen anderen Magnet. Sie hatte ein zweites Kind an das Geburtsland ihres Gatten abgeben müssen. Walter Nagel's und ihrer Tochter Ellen's Herzen hatten sich gefunden und das

alte Sprichwort wieder seine Bestätigung erhalten: Eine Hochzeit wird gemacht und eine andere erdacht.

Dankmar von Wilde und Adelheid wohnten der Vermählungsfeier schon als junges Ehepaar bei. Sie waren einige Wochen zuvor ihren Wünschen und Neigungen entsprechend in aller Stille verbunden worden, nachdem Wilde von seinem Commando in Plön entbunden und, zum Rittmeister befördert, in sein Regiment zurückgekehrt war.

Heinrich Porter alias Falkner und Christian Nagel, deren Lebensschicksale sich so mannichfach gekreuzt hatten, waren nun durch ihre Kinder in zwiefacher Weise verwandtschaftlich verbunden und auch ihre geschäftlichen Interessen wurden in mehr als einer Hinsicht dieselben. Zwischen den Häusern Porter Mowbray und Christian Nagel u. Comp. fanden die lebhaftesten Wechselbeziehungen statt und das letztere erhielt bald eine Bedeutung, wie es früher nicht annähernd besessen, obwohl es Grundsatz ward, sich nie an irgend einer gewagten Speculation zu betheiligen.

Christian Nagel ist stolz auf seinen Schwiegersohn und Socius, er ist ihm dankbar für den Glanz, den er seiner Firma verliehen und für das Glück, das er seiner Tochter bereitet, aber sein Herz hängt doch

noch mehr an Dankmar von Wilde, während seine Gattin Roland bevorzugt. Ihre besondere Zuneigung hat sie jedoch ihrer Schwiegertochter, der jungen Frau Professor Ellen Nagel zugewendet. Dies hindert jedoch nicht, daß in dem ganzen Familienkreise die innigste Liebe und Eintracht herrscht.

Ende.

Märtyrer der Liebe.

Roman

von

Zoë von Rodenbach.

Oktav. 23 Bogen. Preis geheftet 4 M., elegant gebunden 5 M.

Zoë von Rodenbach hat in diesem Roman die Liebesleiden eines jungen Deutschen, Landwirthes, in allen ihren erschütternden Phasen ausgemalt. Einer herzlosen Schönen huldigend, die seine aufrichtige Neigung verschmäht, und die genußsüchtig in den Armen eines reichen Edelmannes über ihn spottet, läßt sich der Schwärmer zu einer kühnen Unbesonnenheit hinreißen, die ihm nicht allein die Freiheit kostet, sondern die auch vergiftend auf sein ganzes künftiges Leben einwirkt. Der Gedanke an Rache an der Frevlerin beseelt den Helden nun völlig und treibt ihn von Stufe zu Stufe, bis zu den schwersten Verbrechen. Nachdem er jenen endlich befriedigt, nimmt er ein Leben der schwersten Buße auf sich. Mit großem Geschicke ist in dem interessanten Romane das noch heute ungelöste Räthsel der fürchterlichen, in den letzten Jahren ganz London auf das Mächtigste erregenden Frauenmorde verwoben. Die in der Charakteristik der Hauptpersonen besonders gelungene Erzählung spielt zudem auf vielfach wechselnden Schauplätzen, die mit großer Lokalkenntniß gezeichnet sind, und erfüllt die Anforderungen anregender Unterhaltung auf das Beste. Auch heben sich die Handlungen einiger sehr edlen wackeren Freunde des Helden sehr wirkungsvoll von den düsteren Vorgängen des großen fesselnden Romanes ab.

Verlag von J. Bensheimer in Mannheim.

Glück auf!

Roman aus dem Harze

von

O. Elster.

Oktav. 262 Seiten. Preis geheftet 3,50 M., elegant gebunden 4 M.

O. Elster führt die Leser in seinem Roman „Glück auf" nach dem Oberharz, der reichen Fundstätte der Edelmetalle. Ein wegen seltener Schönheit überall umschmeicheltes Mädchen, die Tochter eines höheren Offiziers, löst eine von ihr zuvor durch alle Mittel erstrebte Verbindung mit einem jungen ausländischen Bergbeamten, weil dessen Verhältnisse durch den angeblichen Tod seines Vaters, eines hohen Staatsbeamten, sich nachtheilig veränderten. Ihre Gefallsucht und die Leidenschaft, durch Reichthum zu glänzen, veranlaßte sie einen jungen Engländer, den Sohn eines Millionärs, an sich zu fesseln, der ihr aber seinerseits, durch rücksichtslose Auflösung der Verlobung, dasselbe Schicksal bereitet, welches sie ihrem früheren Bräutigam geschaffen. Hingegen läßt den letzteren eine längere Krankheit die treue Liebe seiner Pflegerin, eines wackeren edlen Mädchens, in ihrem sittlichen Werthe erkennen, und schließlich vereint er sich mit derselben.

Die vier Hauptpersonen dieser trefflich erzählten, durch eine natürliche Handlung und durch zahlreiche schöne Episoden ungemein ansprechenden Geschichte sind treu nach dem Leben geschildert, die Verhältnisse in der kleinen Bergstadt sind gleichfalls glücklich skizzirt und die Beschreibung des schließlich den günstigen Ausgang herbeiführenden Grubenunglückes, muß als eine musterhafte gelten.

GEARBEITET NACH QUALITÄTSNORM RAL RG 495

Handbuchbinderei
H. B. Schiedeck 1980.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hirsch, Jenny

Der Amerikaner Original-Roman

Mannheim 1894

P.o.germ. 1758 i

urn:nbn:de:bvb:12-bsb00041611-1